

# Metallarbeiter-Zeitung

## Wochenblatt des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes

Bezugspreis: Monatlich 1 Mark, Einzelnummer 25 Pfennig  
Bankkonto: Bank der Arbeiter, Angestellten und Beamten A.-G.  
Berlin S. 14 - Postfachkonto Stuttgart Nr. 6804

Verantwortlicher Schriftleiter: Fritz Kummer  
Schriftleitung und Verlagsstelle: Stuttgart, Rühlstraße 16  
Fernsprecher S.-A. 628 41

Erscheint wöchentlich am Samstag  
Eingetragen in die Reichspostzeitungsverzeichnisse  
Schriftsätze ohne Freiumschlag werden nicht zurückgeschickt

### Der drohende Giftgaskrieg

#### Es gibt keine Etappe mehr!

F. K. In den ersten Jahren nach dem Kriege hat sich die organisierte Arbeiterklasse eingehend mit der Vergiftung des Massenmordes beschäftigt. Eine Anzahl langer Entschuldigungen zeugen davon. Darin ist ausgedrückt, daß jeder Krieg nur einen Sieger habe, das Proletariat, und nur einen Sieger, die kapitalistische Klasse. Darum sei es verständlich, warum diese Klasse den Völkermord mit allen Pfiffen und Schlichen beirichte, und darum sei es unbedingt nötig, daß die andere Klasse, das Proletariat, den Krieg in jeder Form rücksichtslos bekämpfe. Über die Entschuldigungen ist man jedoch kaum irgendwo hinausgegangen. Zwar wurde in diesem oder jenem Lande ein Anlauf zu praktischen Maßnahmen gegen den Würgengel gemacht, aber zu mehr ist man nicht gekommen. Bei dieser Nachlässigkeit mag die Erwägung mitspielen, daß das Arbeitergeschlecht, das den Weltkrieg erlitten, selbst durch tausend Nikolai nicht mehr mordspatriotisch zu machen sei, und wenn die herrschende Sippe je wieder ein Feuer anzünde, sie ihr blaues Wunder erleben werde.

Daran ist, wie wir die Stimmung kennen, bestimmt nicht zu zweifeln. Allein, mit all der aufgespeicherten Empörung kommt man der neuen Kriegsgefahr nicht bei. Es darf nicht außer acht gelassen werden, daß sich die Kriegstechnik gewaltig geändert hat. Anstelle der Flinten, Maschinengewehre, Kanonen und Kriegsschiffe sind die Flugzeuge mit dem Giftgas getreten. Dessen Anwendung ist viel einfacher als die der alten Waffen und seine Wirkung ist tausendmal entsetzlicher. Gewiß stehen auch die alten Mordwaffen nichts an Furchtbareit zu wünschen übrig, allein man konnte sich gegen sie doch immerhin noch bis zu einem gewissen Grade schützen. Daß dies vielen vorzüglich gelungen ist, bezeugen die Heimkrieger und die Etappenhengste. Damit ist es im künftigen Kriege jedoch ganz vorbei. Es wird keine Etappe mehr geben. Das ganze Land ist Schlachtfeld. In ein paar Stunden kann eine Luftflotte bis in das Herz eines Landes fliegen, dort Giftgasbomben abwerfen, Männer, Frauen und Kinder vergasen, vergiften, morden. Noch ehe sie sich dessen versehen, wird die Bevölkerung einer ganzen Stadt vernichtet sein. Dem Gifte fliehen, ist ganz unmöglich, weil man es weder sieht noch riecht. Wer es einmal eingeatmet hat, ist dem Tode verfallen. Wie wahr das ist, dafür wurde neulich in Hamburg ein abscheuliches Beispiel geliefert, wo Giftgas einem Behälter entwich, das leichtsinnige Burichen dort aufgespeichert hatten. Ein Teil der Menschen, die das Gas eingeatmet hatten, sind, obwohl Hilfe sofort zur Stelle war, gestorben, der Rest war lange ans Krankenlager gefesselt. Wenn ein derartiges Unheil schon durch die Undichte eines Behälters, durch einen unglücklichen Zufall entstehen kann, so läßt sich leicht ermeßen, wessen man zu gewärtigen hat, wenn das Gas in Fülle und planmäßig entsefett wird.

Für den Giftgaskrieg, für die neueste Art des Massenmordes sind auch nicht mehr wie einst große Mengen Soldaten nötig. Ein paar tausend Flieger genügen, um den Krieg, die allerwirksamste Menschenvernichtung zu vollführen. Mobilmachung, Einkleidung, Abfahrt und Aufmarsch an der Front wird es nicht mehr geben. Die Gegner des Krieges finden keine Zeit mehr, sich zu verständigen und das Unheil abzuwehren. Noch ehe sie sich des Schreckens bewußt geworden sind, werden sie schon dessen Opfer sein.

Nun kann man einwerfen, das Giftgas unterscheidet nicht zwischen Kriegsgegnern und Kriegshegern; es werde beide heimsuchen, die Schuldigen wie die Unschuldigen, die Leidtragenden wie die Profitmacher, die Minister und Politiker, die die Giftgasmittel bewilligen, wie die, die sie ablehnen. Kurz das Giftgas werde zwischen Menschen und Unmenschen keinerlei Unterscheid machen, sondern beide vernichten. Diese Tatsache sei ein heilsamer Dämpfer für die Kriegsnuspneher und ihre politischen Laufburichen. Darin ist ein Korn Wahrheit, aber eben nur ein Korn, denn die Bevölkerung der Industrie- und Massenquartiere, das Proletariat, wird am ehesten und am zahlreichsten Opfer des Gases sein. Schon aus dem einfachen Grunde, weil es über die kommende Gefahr in Unwissenheit gelassen wird und, selbst wenn es davon wüßte, nicht flüchten kann. Die Minister wie die Politikanten und Profitmacher, kurz die herrschende Sippe aber weiß wahrscheinlich, was im Gange ist und sie kann Kraftwagen bereitstellen, um sich zeitig genug aus dem Staube machen zu können. Folglich wird auch im künftigen Kriege in der Hauptsache die Arbeiterklasse mit Leib und Leben für den Wahnsinn ihrer Oberherrschaft zu büßen haben.

Mit dem Giftgaskrieg und seinen Wirkungen befaßte sich vom 4. bis 6. Januar eine Versammlung, die von der Internationalen Frauenuktion nach Frankfurt a. M. einberufen war. Für diese Stadt hatte die Tagung insofern eine besondere Bedeutung, als ihre Bevölkerung am ehesten die furchterliche Aussicht hat, vergast zu werden, da sich im Reichsbild Frankfurts große Giftgasfabriken befinden. In der Versammlung hielten Frauenteile von internationaler Ruf Vorträge über das Giftgas und seine Abwehr. Welche Seite dieser Sache auch immer ein Redner behandelte, jeder kam zu dem Schluß: Es gibt keine Schutzmittel gegen das Giftgas! Es gibt, wie der Professor Dr. Lewin-Berlin ausführte, 25 verschiedene Gase, gegen die man so gut wie kein Schutzmittel ausfindig zu machen vermag. Es könnten heute ganze Trichastien vom Säugling in der Wiege bis zum Greis ausgerottet werden. Der schwedische Hauptmann Brunsfog erklärte, der Krieg sei motorisiert worden. Die Militärflugzeuge, von denen heute 15 000 (neben 3000 Zivilflugzeugen) vorhanden sind, könnten unbemerkt weit in ein Land hineinfliegen, ein einziges Bombenflugzeug vermöge bis zu

hundert Feuersbrünste gleichzeitig zu entfachen. Die polnische Ärztin Budziszka teilte aus ihrer Praxis im Weltkrieg mit, daß die Qualen der vergasteten Menschen entsetzlich seien, nur ein Zehntel hätte man am Leben erhalten können. Der Ärztin folgte der deutsche Studienrat W. Nestler, der auf Grund seiner Erfahrungen als Gasoffizier im Weltkrieg berichtete, daß es keinen Schutz gegen das Giftgas gibt. Diese Tatsache verheimlichten die Regierungen, weil sie sonst einen Vollaufstand zu befürchten hätten. Entweder seien die Schutzmittel zu teuer oder unzulänglich. Die Versorgung der deutschen Bevölkerung mit Schutzmitteln würde 3 Milliarden Mark kosten.

Was ist nun gegen diese schenklische, in'onderheit die Arbeiterklasse bedrohende Gefahr zu tun? Sich auf die Erklärungen der Regierungen und ihrer Hilfe verlassen? Wer das täte, der wäre einmal mehr verlassen. In der ganzen Welt ist zurzeit keine Regierung zu sehen, die sich dem Rüstungswahn ernstlich widersetzen könnte, selbst wenn sie den Willen dazu hätte, wofür keinerlei Beweis vorliegt. Die Regierungen sind nach wie vor Vertreter der Belange der Kapitalistenklasse. Und diese braucht die Kriegsrüstung, um Geschäfte zu machen, und sie wird zum Krieg übergehen, wenn sie sich davon mehr Geschäft verspricht. Den bloßen Schwatz, daß das Vaterland in Gefahr sei, um die Massen mordlustig zu machen, kann man sich künftig ersparen, weil ja die Massen zur Kriegsführung nicht mehr gebraucht werden. Wie einst die Panzerplattenfabrikanten, so sind es jetzt vornehmlich die Herren des Chemietrusts, die von dem Kriege einen Nebhoh zu erwarten haben. Und wie einst die auch so vaterländisch gemaunten Granatenfabrikanten ihre Patente mit fremden Staaten austauschten, so tauscht heute der Chemietrust die Fabrikationsgeheimnisse mit der andern Seite aus. Oder nicht? Nein, er braucht das gar nicht zu tun, schließlich er ja international ist. Die Prozentpatrioten hüben und drüben sind ja an Kriegsgeld und Gewinn gleichermaßen beteiligt. Und gewinnen werden sie alle immer.

Für die Gewerkschafter aller Länder erwacht die dringende Aufgabe, zunächst einmal auf den furchtbaren Ernst und die Ausdehnung der Gefahr aufmerksam zu machen. Sie leicht nehmen, könnte zu einem Erwachen führen, das viel furchtbarer ist, als das vom August 1914. Im weiteren ist die Werberarbeit gegen die Kriegspolitik, wie immer sie verbrämt sein mag, viel nachhaltiger zu führen. Und schließlich müssen sich die Arbeiter der chemischen Industrie ernstlich mit der Giftgasfrage und ihrer Abwehr beizetten befassen, die andern Berufsgruppen desgleichen. Es erfreulich und nützlich die Anstrengung bürgerlicher Kreise gegen die drohende Falle von Gift nicht zu vernachlässigen und die tätige Anteilnahme der Arbeiterklasse nichts Entschuldigendes auszurichten. Die Arbeiterklasse muß den Krieg austrotten, andernfalls wird sie von ihm ausgerottet.

### Ja, es muß gesparrt werden

Als der Reichstag die 20 Millionen für die Ausgesperrten an der Ruhr bewilligte, geiferte die Unternehmerpresse wie toll. Sie konnte nicht genug quasseln von unverantwortlicher Verwendung öffentlicher Mittel und von dem Schlaraffenleben, das die Ausgesperrten nun dank der staatlichen Unterstützung zu führen machen. Die Federwerker der großen Geschäftemacher wurden müde, ausgesperrte Arbeiter herzustellen, die ein gekommen hätten, als wenn sie für ihre Unternehmerrischungen. Ausgesperrte Familienväter sollten, man der 40 A und mehr an Unterstützung einlösen, also nach der millionenschweren Profitgeößen unterrichten Brans leben. Und darüber sollten sich die vom St empören? Ja, wenn die Schwerindustriellen wie lionen aus öffentlichen Mitteln ergattert hängen kapitalistischen Blätterwald das Reichsmurren nicht zu finden gewesen.

Selbstverständlich ist es nur blanke Lande und die geplagte Wirtschaft, was die 20 Millionen Mark für die Ausgesperrten doch allwärts gesparrt werden, damit vollends zusammenbricht unter der Last den - hohen Löhnen, der Sozialpol den Krieg (den wilhelminische Etape Eisenindustrie verlängert und haben). Indessen können auch wir allwärts viel gesparrt werden in sehen, ohne daß Staat und Arbeiter haben. Vor allem muß abgefahren in us; denn er verbürgt nicht Probleme, sondern schafft so obendrein; außerdem gebiert er beides. Zum andern muß die Schwabuden beizügigt werden viel Papier und berechnen die am Staat. Weiter sollte auf Kusitionen und ihm wirklichen Vorteil bringen Höhe, vermehren die Steuer lustigen Feinden die Zeit. Wohl der Wirtschaft so sel kümmerer - mit den r Schluß gemacht werden, t Industrieerwerke ausgewo Etanze Gold erübrigen. Der Direktor des Gehalt von 180 000 A, 11 verbannt, kein Stellere direktoren jährlich je 45 und Profurissen dieser zw

gehalt. Der Generaldirektor der „Inag“ bekommt im Jahr 400 000 A und quittiert außerdem noch im Jahr über 120 000 A an Spesen. Nicht gute Freunde haben auch die Direktoren der Großbanken. So zahlt die Berliner Handelsgesellschaft Vergütungen für Aufsichtsratsfunktionen je Mitglied 8500 A, die Commerz- und Privatbank 10 261 A, die Deutsche Bank 11 884 A, die Dresdner Bank 10 308 A usw. Die meisten Aufsichtsratsmitglieder sind aber in einer ganzen Reihe solcher Stellen und beziehen entsprechend um soviel mehr an Vergütungen. So ist der bekannte Vörlinmann Jakob Goldschmidt in 34 Aufsichtsräten. Millionen und aber Millionen heimlich diese „Führer“ der Wirtschaft ein. In diesen Vergütungen treten noch die ungeheuren Lantienmen. Die Harberindustrie zahlt in einem Jahre an ihre Aufsichtsratsmitglieder 1 979 000 A, die Deutsche Bank 677 000 A, Diefontogeiellschaft 600 000 A, Commerzbank 588 000 A, Siemens-Galste 455 000 A, Sapaq 444 000 A, Norddeutscher Lloyd, Bremen 352 000 A, Hvac 267 000 A, AEG 208 000 A, Schaffhausen 122 000 A, Vereinigte Stahlwerke 49 000 A usw.

Wir sind gewiß nicht der Meinung, daß der Leiter eines Industrieerwerkes so jämmerlich entlohnt werden soll, wie der Postlehrer. Hochwertige Arbeit muß gut bezahlt werden. Allein, solche Gehälter und derartige Vergütungen, wie hier angeführt, gehen weit über das Nonveridige und Erträgtliche hinaus, zumal wenn, wie doch in einem fort behauptet wird, die Industrie schwer zu leiden hat. Entweder es ist wirklich so, dann sollte beim Sparen dort angegangen werden, wo es am ehesten angängig ist. Oder die Not der Industrie ist Windbeutel, dann sollten die Unternehmerlatter den Atem sparen, wenn die armen Teufel ein paar Pfennige Lohn mehr verlangen, um sich etwas mehr Brot kaufen zu können.

### Nachlese zum Werksstreik

Von Oskar Schulze (Bremen)

Vorige Woche brachten wir einen Rückblick auf den bedeutsamen Ausstand unserer Werkskollagen von unterm Verrückter Kemptens. Dessen Aufsatz wird heute in mancher Hinsicht ergänzt von dem Geschäftsführer unserer Verwaltungsstelle in Bremen, dem Kollegen O. Schulze, der sich hauptsächlich auf die Verhältnisse seines Verwaltungsbereiches stützt.

Der am 1. Oktober ausgebrochene Kampf reicht eigentlich zurück auf das Frühjahr 1928. Die Werksien waren mit Auftragen gut versehen, die Gewerkschaften versuchten, eine den Werksarbeitern lange vorenthalte, angemessene Lohnerhöhung durchzusetzen. Wiederum wurde ein unzulänglicher Schiedsspruch gefällt, der trotz des größten Widerstandes der Gewerkschaften von dem damaligen Reichsarbeitsminister Dr. Brauns für verbindlich erklärt wurde - weil es die politisch erregte Zeit (wir standen kurz vor den Reichstagswahlen) nicht zulasse, daß durch einen Kampf in einer der bedeutendsten deutschen Industrien weitere Unruhe in die Bevölkerung getragen werde. Wir wurden auf den Ablauf des Mantelvertrages im Herbst verfristet.

Es kam dann der Schiedsspruch vom 15. September, der lediglich eine Lohnerhöhung von 4 % vorsah und eine Stunde Arbeitszeitverkürzung. Alle anderen Forderungen, wie Ausgleich für Zeillöhner, Verringerung der Lohnpennen, Verringerung der Ortslohnklassen, volle Urlaubsbezahlung usw., blieben vollständig unberücksichtigt. Daß ein solcher Schiedsspruch von den Arbeitern abgelehnt wurde, war selbstverständlich. Auch die Unternehmer lehnten ab. Es gelang, die Verbindlichkeitsklärung zu n. Wiederum begann ein Kampf auf den Werken seine Vorgänger lange Wochen dauern

Werksarbeiter während dieses  
fi erwä... den,  
te...





# Technik und Werkstatt



## Die Notbremse der Eisenbahn

Von Ing. G. Dewald

Für alle Bahnverwaltungen, die an die durchgehende Bremsen wie an alle übrigen Einrichtungen zur Sicherung des Eisenbahnbetriebes die höchsten Anforderungen stellen, zugleich aber auch aus betriebstechnischen Gründen eine einheitliche Bremsart für alle Zuggattungen stellen, kommt nur die Knorr-Knorr-Bremse in Frage. In dieser Bremse ist die Lösung gefunden worden, die alle internationalen Eisenbahnsachleute jahrelang beschäftigt.

Blickt man zurück über die Entwicklung der Schnellbremsen, so ist festzustellen, daß die erste vor-ungefähr 40 Jahren die Westinghouse-Bremse war, die schnelle Verbreitung fand. Die Weiterentwicklung dieser Bremse ist jedoch nicht sehr fortgeschritten, so daß sie sich in ihrer ursprünglichen Bauart kaum geändert hat. Eine andere Bremsart ist die Zweikammer-Druckluftbremse Carpentier, die bei den ehemaligen pfälzischen Eisenbahnen verwendet wurde. Es gab also bisher die verschiedensten Systeme. Die früheren Staatsbahnen bevorzugten die Güterzugbremse Knorr, die Reichseisenbahnen die Westinghouse-Schnellbremse, die schweizerischen Bahnen die Westinghouse-Doppelbremse, die Österreicher die Saugluftbremse von Waddy.

Alle Versuche mit diesen Bremsen hatten wohl mehr oder weniger ungünstige Ergebnisse. Eine Ausnahme machte die Saugluftbremse der Österreicher. Sie arbeitete wohl günstig, ihr Aufbau war aber sehr kompliziert. Der Verein Deutscher Eisenbahnverwaltungen konnte die Güterzugbremse als Einheitsbremse nicht gutheißen, weil es einfach unmöglich war, diese Bremsart mit allen anderen Ländern zusammenarbeiten zu lassen. Deshalb fand im Jahre 1909 in Bern eine Sitzung statt, die ihre Arbeiten mit dem bekannten Berner Programm endete, in dem die Bedingungen genau festgelegt wurden, die eine brauchbare Güterzugbremse zu erfüllen hat. Als Hauptbedingung wurde dabei auch gestellt, daß eine neue zu schaffende Bremse mit allen vorhandenen Druckluftbremsen zusammenarbeiten muß. Nach eingehenden Versuchen wurde dann erklärt, daß die Knorr-Knorr-Bremse sämtliche Bedingungen vollständig erfüllt. Es sind daher alle Güterzugwagen mit dieser Bremse oder mit Druckluftleitung ausgerüstet. Die Versuche wurden dann noch erweitert und man kam dazu, daß die Grundform besagter Bremse zum Aufbau der Notbremse für Personen- und Schnellzüge wurde. Bereits verschiedene Bahnverwaltungen des Auslandes haben die Knorr-Knorr-Bremse eingeführt oder sind dabei, diese Bremse auch für ihre Bahnen zu verwenden.

Stellt man die Handbremse der Luftbremse gegenüber, so sind für letztere Vorteile die Vorteile ganz bedeutend. Nachteile des Handbremsbetriebes sind: Das Anhalten des Zuges ist von der Aufmerksamkeit und richtigen Tätigkeit mehrerer Bremser abhängig. Bei langen Zügen, schlechtem Wetter oder unter Tunneln bringen oft die Pfeifensignale des Zugführers nicht durch, daher setzt das Bremsen nicht gleichzeitig ein. Der Lokomotivführer kann die Gewalt über den Zug leicht verlieren. Zugtrennungen werden in den seltensten Fällen bemerkt. Die Ursache sind Unfälle verschiedenster Art. Alle diese Mängel sind mit einem Male bei Einführung der Luftbremsen beseitigt worden, denn die Bremsung setzt sofort ein und wird auch nur von einer Stelle, von dem Lokomotivführer betätigt. Weitere Vorteile sind Erhöhung der Fahrgeschwindigkeit, die Beschleunigung des Güterverkehrs, die Erhöhung der Leistungsfähigkeit der Bahnen und die Beschleunigung des Wagenumschlages.

Mit der Einführung der Luftdruckbremse haben auch die Rangierbahnhöfe ein anderes Gesicht bekommen. Zwischen den Gleisen sind meist noch gestrichene, etwa 1 Meter hohe Rohrpfähle mit Hähnen oder Ventilen entstanden. Es sind dieses die Pfähle der Luftdruckanlagen, durch die nach Zusammenstellung der Züge die erste Bremsprobe vorgenommen wird. Durch Luftentnahme aus dem stationären Netz wird diese Bremsprobe vorgenommen, dabei wird festgestellt, ob alle Bremsen einwandfrei ansprechen.

Bei Personen- oder Schnellzügen befindet sich in jedem Wagen zur Erhöhung der Sicherheit eine Notbremsenrichtung, die dem Reisenden und Zugbeamten gestattet, in Gefahrenfällen den Zug unabhängig vom Lokomotivführer anzuhalten, indem man durch Öffnen eines Notbremsventils plötzlich einen starken Druckabfall in der Hauptleitung erzeugt und damit die Bremse sofort in Tätigkeit setzt. Das Notbremsventil befindet sich bei Schlaf- und Durchgangswagen in der Regel oben an der Seitenwand, bei Abteilen sowie bei zwei- und dreiaxigen Durchgangswagen meist am Wagenuntergestell. Um die Kraft zum Öffnen des Notbremsventils zu verringern, sitzt auf der Ventilstange ein Entlastungskolben. Im Ruhezustand gleicht sich durch eine kleine Bohrung der Luftdruck auf beiden Seiten des Entlastungskolbens aus, so daß der Druck der Hauptleitung, die durch ein Zweigrohr mit dem Notbremsventil in Verbindung steht, auf beiden Kolbenflächen herrscht. In jedem Wagenabteil ist meist an der Decke ein Zugkasten befestigt, der mit den übrigen Zugkästen und dem Hebel am Notbremsventil durch einen Drahtzug verbunden ist. Durch Herabziehen des Handgriffes an einem Zugkasten öffnet sich ein kleines Zugventil, das den Raum unter dem Entlastungskolben entlüftet. Dann drückt der Luftdruck den Entlastungskolben abwärts, das große Notbremsventil öffnet sich und der plötzliche Druckabfall in der Leitung setzt alle Zugsbremsen sofort in Tätigkeit. Das Abteil, in dem die Notbremse gezogen wurde, läßt sich leicht ermitteln, da der Zugkasten durch den Abteil aus nicht in die Ruhelage zurückgebracht werden kann. Erst wenn der Wagenführer oder Schaffner den Hebel des Notbremsventils zurückstellt, spannt sich der Drahtzug wieder und bringt den gezogenen Handgriff in seine Ruhelage zurück, in der er gegebenenfalls wieder zu kombinieren ist. Im Zugführerabteil ist außer einem Leitungsdruckmesser ein Notbremsventil angebracht, damit die Zugbeamten im Gefahrenfall einen kräftigen Druckabfall in der Leitung zum sofortigen Anhalten des Zuges hervorrufen können. Im Fachwagen ermöglicht ein Druckmesser und ein Bremsrohr den Zugbeamten, die Betriebsfähigkeit der Bremse jederzeit zu beobachten.

Behreidlich sind Versuche mit Schnellbremsungen, die selbstverständlich nur von fahrenden Zügen aus vorgenommen werden können. Um derartige Bremsprüfungen durchführen zu

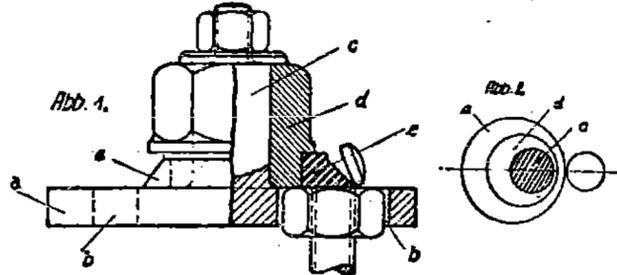
können, wird dem Zug ein besonderer Messwagen angehängt. In diesem befinden sich die verschiedensten Einrichtungen zur Ausführung der Messung. Der Messwagen ist aus dem Grunde dem Ende des Zuges angehängt, weil dort die Massenwirkungen am stärksten auftreten und auch dort die Messungen am besten durchgeführt werden können. Zwischen der Lokomotive und dem Zugabzug wird bei derartigen Versuchen eine elektrische Kabelverbindung hergestellt, durch die Beginn, Dauer und Lösung der Bremsung am Messwagen übermittelt werden. Außerdem ermöglicht eine derartige Verbindung eine telephonische Verständigung zwischen dem Messwagen und der Lokomotive. Außerdem sind an diesem Stab durch Schaltwerke und Schreivorrichtungen die Meßinstrumente angeschlossen, die beim Beginn der Bremsung betätigt werden. Das wichtigste Gerät ist der Bremswegmesser. Er gibt die Länge des Bremsweges an von Beginn der Bremsenleitung bis zum Stillstand des Zuges. Der Versuchszug hatte folgendes Gewicht und Länge: 2 Lokomotiven und 23 vierachsige D-Zugwagen, die Gesamtlänge des Zuges war 512 Meter. Bei 90 Kilometer Stundenleistung wurde von der Lokomotive aus eine Schnellbremsung ausgeführt. Der Bremsweg betrug 300 Meter, die Zeit von der Einleitung der Bremsung bis zum Stillstand des Zuges 24 Sekunden. Eine Betriebsbremsung bei 70 Kilometer Geschwindigkeit bei derselben Zugzusammensetzung ergab einen Bremsweg von 200 Meter und eine Bremszeitdauer bis zum Stillstand von 27 Sekunden. Eine Schnellbremsung bei 100 Kilometer Stundenleistung hatte einen Bremsweg von 550 Meter bei einer Bremszeit von fast 40 Sekunden zur Folge.

Bei einem derartig langen Zug und der hohen Stundenleistung ist dieses Ergebnis besonders günstig. Bei der Verkürzung des Zuges auf 15 D-Zugwagen und zwei Lokomotiven betrug das Zuggesamtwicht noch 926 Tonnen, die Zuglänge 343 Meter, die Luftdruckleitungsänge war 390 Meter. Eine Schnellbremsung von der Lokomotive aus bei einer Stundenleistung von 120 Kilometer hatte einen Bremsweg von 655 Meter, der Zug stand in 35 Sekunden still. Alle diese Bremsungen setzten nicht ruckartig ein, sondern ziemlich sanft, so daß man ruhig im Zuge stehen konnte, ohne von seinem Standort verdrängt zu werden. Eine Notbremsung im gleichen Zuge bei 75 Kilometer Fahrleistung dauerte 21 Sekunden, der Zug stand nach 200 Meter still.

## Die Keno-Schere (D. R. P.)

Ein vielfach verwendbares Werkzeug dürfte die Keno-Schere (D. R. P.) darstellen, mit der nicht nur die über eine Mutter verlaufenden Schraubengewinde, sondern Mund-, Stab- und Fassonisen sowie Schraubengewinde abgeschnitten werden können, ohne die geringste Deformation zu verursachen. Abgeschnittene Schraubengewinde können ohne jede Nachbearbeitung sofort wieder in das Muttergewinde eingeführt werden. Als Rohrschneider geführt, schneiden sie Rohre mit ganz geradem Schnittfläche.

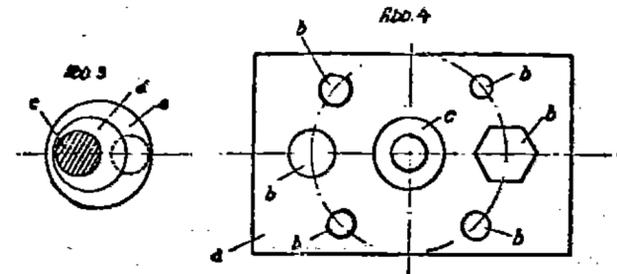
Abbildung 1 zeigt das Werkzeug in Seitenansicht, zur Hälfte im senkrechten Mittelchnitt, eben eine Schraube über der Mutter ab-schneidend. Bemerkenswert ist dabei, daß durch diesen Schnitt die



Mutter infolge des entstehenden Grades gegen Lockerung gesichert wird, aber gleichwohl auf dem im übrigen unbedingten Gewinde zurückgedreht werden kann. Zugleich dichtet dieser Schnitt gegen alle Witterungseinflüsse, so daß das Einrostn der Mutter an der Schraube ausgeschlossen ist.

Das Werkzeug besteht aus fünf Teilen, aus der Grundplatte a, in der nach bestimmtem Größe und Formen oder nach Zweckmäßigkeit Aufsätze b oder c vorgegeben sind (Abb. 1 und 2). Diese Aufsätze können abgepaßte Formen haben oder zum Einführen zylindrischer Matrizen dienen, die beliebig profiliert oder mit Gewinde versehen sind.

Die Grundplatte trägt einen kräftigen Drehzapfen e für den Ergatter d, der die Außenform einer Schrautmutter hat. Zur Bewegung des Ergatters dient ein darüber zu stehender Hebel oder ein



passender Schraubenschlüssel. Auf dem Ergatter sitzt das Kreisrunde, wiederum exzentrisch gelagerte Messer o. Abb. 2 und 3 veranschaulichen einen Schnitt durch ein Rundisen. Zum Abschneiden bis zu 10 Millimeter Durchmesser oder zum Abschneiden von Rohren bis zu 2 bis 2 1/2 Zoll Durchmesser genügt ein Kreisrund gelagertes Messer.

Das Werkzeug (Abb. 1) kann über jede dafür passende Mutter gesteckt oder in einen Schraubstock gespannt oder auf einen Montageblock montiert werden. Ebenso kann die Schere zum Mengenschneiden gleichmäßiger Stücke maschinell oder durch Handrad betrieben werden.

Das Gesamtgewicht einer Schere beträgt 1280 Gramm. Die Schere schneidet ohne besondere Anstrengung Rundisen oder Schrauben bis 16 Millimeter Durchmesser, Flach- oder Fassonisen von 20 auf 6 Millimeter. Die Schneidmöglichkeit kann jedoch bei entsprechender Konstruktion auf 20 bis 22 Millimeter Durchmesser, wahrscheinlich sogar bis auf 25 Millimeter ausgedehnt werden. Re-So.

## Hochspannung - Lebensgefahr!

Wenn die „Städte im Licht“ überhaupt einen Sinn gehabt haben sollen, so müßte sich jetzt jedermann seine Behauptung elektrisch einrichten lassen. Aber das ist schließlich eine Frage des Geldwechsels und gehört nicht hierher, sondern etwas anderes, nämlich die große Gefahr, die der Allgemeinheit droht durch die Akkordarbeit, die heute noch zum großen Teil von den Elektromonteur ausgeführt wird. Die Branche der Elektromonteur Berlins hat schon vor Jahren einen Beschluß gefaßt, der Akkordarbeit für jeden organisierten Elektromonteur verbietet. Dieser Beschluß wird noch heute genau und prompt durchgeführt, aber, und das ist das Bedauerliche daran, es sind nicht alle Monteur organisiert. Die hohe Verantwortlichkeit nun, die die Branche für das Allgemeinwohl fühlt, zwingt sie, mit diesen Zeilen an die Öffentlichkeit zu kommen.

Wie vielen bekannt ist, erfolgt jetzt die Umstellung von Gleich- auf Wechselstrom, und damit erhöht sich die Gefahr für den Verbraucher, nicht etwa durch diese reine Umstellung, sondern durch die nicht ladungsgemäße Einrichtung einer elektrischen Anlage, die im Akkord ausgeführt wird. Akkord ist Woyd, und zwar ist es für den Ausführenden, zweitens für den Gebrauch. Denn keine Unachtsamkeiten bei der Installation können sich fürchterlich rächen. Bognig ist, daß wenn jemand Akkord arbeitet, auch Geld verdienen will und somit gezwungen ist, schnell zu arbeiten, also zu murksen. Es folgt hier eine kleine Aufzählung der Akkordpreise. Es sind schließlich die höchsten Sätze gewählt. Alle Arbeiten sind einschließlich Stemm- und Kleinarbeiten. Es wird gezahlt für Ausführung: einer Brennstelle bis zu 6 Meter mit Schalter . . . 2,50 M. einer Serienhaltung (wird ein Draht m. hr verwendet) . . . 3,30 M. einer Wechselhaltung (2 Schalter und 4 Drähte) . . . 4,60 M. eines Umlaufzählers . . . 2,80 M. einer Zuleitung 6 | 1 Meter . . . 0,60 M. einer Treppenbeleuchtung (mit Automat u. 5 Knöpfen) 26,- M.

Wie schon gesagt, handelt es sich hier um Höchstätze. Im allgemeinen wird weniger gezahlt. Will jemand nun bei piekweise 10 M verdienen, so muß er 4 Brennstellen, täglich installierten. Da heißt es, draußlos schauzen, wobei kleine Unachtsamkeiten unausweichlich sind. Wir wollen nun nicht behaupten, daß diese Unachtsamkeiten absichtlich geschehen, nein, sie liegen im System der Akkordarbeit. Gewiß, es gibt Vorkehrungen und die Abnahmebeamten der Bewag sind streng, aber — — — Man hat sicherlich den guten Willen gehabt, als man nur gepöhlte Meister zuließ, die Installationen ausführen sollen. Aber damit ist nichts getan, solange dieses System bleibt.

Es folgen einige Zahlen, die beweisen, daß wir wirklich nicht zu schwarz nielen. Die Berufsorganisation für Feinmechanik und Elektrotechnik veröffentlicht im Arbeiterschutz folgende Zahlen:

Zahl der gemeldeten Unfälle . . . . .	88 875
Zahl der tödlichen Unfälle . . . . .	230

Diese Statistik aber enthält nur die Industriefälle. Die Unfälle in Privathäusern und anderswo sind nicht darin enthalten. Diese werden auch nicht zu gering einzuschätzen sein, wie die Veröffentlichungen der Unfälle in der Tagespresse annehmen lassen.

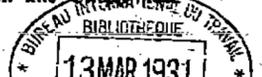
Zum Schluß sei noch aus einem Auszug von Karl W a r n e r im Arbeiterschutz folgendes entnommen: „Es wird viel zu wenig beachtet, daß auch ein elektrischer Strom von verhältnismäßig geringer Spannung einen Menschen zu töten vermag und daß der Ausbruch eines elektrischen Unfalls nicht allein von der Spannung, sondern auch von der dem Körper durchfließenden Stromstärke abhängig ist. Nach dem Ohmschen Gesetz ist diese Stromstärke in Ampere gleich der Spannung in Volt, dividiert durch den Widerstand in Ohm des durchfließenden Körpers. Unter normalen Verhältnissen ist der Widerstand des menschlichen Körpers 12 000 Ohm; starke Erregung, feuchte Hände und Füße, feuchter Boden usw. können diesen Widerstand auf den 10. Teil und noch weniger verringern. Lebensgefahr ist schon eine Stromstärke von 0,1 Ampere, die durch den Körper fließt und dabei das sogenannte Herzklopfen hervorruft. Voraussetzung bei allen durch elektrischen Strom hervorgerufenen Schädigungen ist, daß der menschliche Körper in einen geschlossenen Stromkreis kommt und daß der elektrische Strom eine bestimmte Stärke hat. Gefährlicher als der früher allgemein verwendete Gleichstrom ist der Wechselstrom, der bei den im letzten Jahrzehnt erbauten Überlandzentralen fast ausschließlich zur Verwendung kommt. Der Wechselstrom ist physiologisch viel wirksamer als Gleichstrom. Die Schädigungen des menschlichen Körpers sind daher viel größer.“ Diese Darlegung bestätigt, daß wir nicht übertrieben haben. Darum fordern wir nicht etwa Verhängung der Abnahmebestimmungen der Bewag, denn das hilft nämlich gar nichts, sondern ein allgemeines Verbot aller Akkordarbeit bei Neueinrichtungen von elektrischen Anlagen. Die Bewag soll darüber machen, daß die Bürger nichts ruhig schlafen können.

## Dom nitrierten Stahl

Erhitzt man kohlenstoffarmes Eisen zusammen mit Kohlenstoff abgebenden Substanzen, wie Leckholze oder gelbblauem Aul, so dringt etwas Kohlenstoff in das Eisen ein, es wird, wie man sagt, zementiert. Man erreicht dadurch, daß das Eisen im Innern die Fähigkeit des kohlenstoffarmen Eisens behält, auf der Außenseite jedoch die Härte des Stahls annimmt. So wertvoll das Verfahren auf den ersten Blick auch erscheint, es hat einen großen Nachteil: das Zementieren muß bei hoher Temperatur (gegen 900 Grad) erfolgen und damit die Oberflächenschicht ihre größte Härte annimmt, ist das Stück in Wasser oder Öl abzukühlen, was oft Verzerrungen hervorruft, die dann eine kostspielige Nachbehandlung erfordern. Man hat daher schon verschiedentlich versucht, dem Eisen durch Zementieren andere Stoffe oberflächlich einzuverleiben, so zum Beispiel Aluminium. Dieses „Nitrieren“ wird jetzt vortrefflich dazu benutzt, die Lebensdauer der Roststäbe von Feuerungen bedeutend zu verlängern, und man ist in der letzten Zeit auch dazu übergegangen, dem Eisen Stickstoff einzuverleiben, es zu nitrieren. Die Versuche wurden hauptsächlich in dem klippigen Laboratorium durchgeführt und zeigten, daß, wenn Ammoniakgas über Eisen von nur einigen hundert Grad Temperatur geleitet wird, Stickstoff oberflächlich in das Eisen eindringt und die Außenseite ungewöhnlich hart macht, so hart, daß keine Feile mehr angreift; dabei zeigt es sich, daß bei den verhältnismäßig niedrigen Temperaturen keinerlei Verzerrungen sich einstellen und die Werkstücke genau ihre Form und ihre Maß behalten. Ein Nachteil ist bei diesem Verfahren überhaupt nicht vorhanden. Welche Bedeutung dem Nitrieren des Stahls zukommt, möge folgendes Beispiel erläutern: Ein außerordentlich stark beanspruchter Maschinenteil sind die Zahnräder im Getriebe der Turbinenmotoren. Sie wurden bisher aus zementiertem Chromnickelstahl hergestellt und mußten nach etwa 4000 bis 5000 Kilometer wegen Abnutzung ausgetauscht werden. Heute macht man sie aus nitriertem Stahl, sie zeigen dann selbst nach 30 000 Kilometer Fahrstrecke noch nicht die geringste Abnutzung.

## Fortschritte der internationalen Normung

Ende Oktober fand in Prag eine internationale Normungskonferenz statt, an der neben Deutschland 19 europäische Länder (Belgien, Dänemark, Frankreich, Holland, Italien, Norwegen, Österreich, Polen, Rußland, Schweden, Schweiz, Tschechoslowakei und Ungarn) mit insgesamt 80 Vertretern beteiligt waren. Man kam zu Übereinkommen über die Eigenschaften von Stahl, Schmiedestücken, Dampfketten usw. Ferner fand eine Aussprache über die internationale Vereinheitlichung der Papierform, Zeichnungsblätter, Zeichnungen, Zeichnungsform, Zeitschriften und Normblätter statt.





# Familie und Heim



## Der Dünkel

Früher, das heißt vor 1918, denn alles vor 1918 war eben früher, bildete das kleine Wörtchen „von“ eine chinesische Mauer, die man vom gemeinsten Ohrenadel aus Bonapartes Zeit bis hinauf zur neunzadigen Krone für des Daseins schönste Zier erachtete. Was sich hinter dieser Mauer abspielte — nun, das wissen wir genugsam und es ist nicht mehr erwähnenswert. Heute lachen wir über dies künstliche Gezückel, das sich selbst überlebt hat und am letzten Endchen Ständesdünkel heute vielleicht noch zappelt. Lassen wir es zappeln. Früher war auch der Beamte ein hohes Tier, dessen erstrebenswertes Ziel die Futterkrippe war, von Staat und Behörde mit goldenem Häßel und Hafer gefüllt. Deren Ständesdünkel hat sich etwas lebenskräftiger hinübergerettet in die neue Zeit. Was nun den Offizier angeht, so sind wir auf dem besten Wege, wieder dahin zu kommen, wo wir gewesen sind und wo wir nicht mehr sein sollten. Aber vielleicht haben das die sibirischen Achselstücke so an sich, es ist nicht genau festzustellen. Wollen wir aber hoffen, daß die Ullichen, die gesund Denkenden als Sauerteig unter den andern wirken. Alle diese Leute und Leutchen mit Ständesdünkel kranken am Vorurteil. Das ist eine gefährlich ansteckende Krankheit. Dünkel ist eine mit Hochmut und Egoismus bezogene Mißachtung, die man dem andern entgegenbringt, der angeblich unter einem stünde. Nicht immer als „Untergebener“, nein, das ist gar nicht nötig. Es genügt schon die andere Berufsart. Man kommt sich erhaben vor, himelstweit entfernt vom andern, man bildet sich ein, man stünde auf einer gewissen Höhe, die einem der Hochmut eingeredet hat. Und diese Art von Dünkel ist in ziemlicher Menge auch bei uns zu haben.

Fahren Sie bitte nicht entsetzt auf. Ich weiß ganz gut, daß es sehr, sehr viele Feindende unter uns gibt, die im andern Menschen nicht etwa nur den Menschen sehen, wie das oft und gern ausgedrückt wird, sondern eben den Menschen. Stellen wir uns einmal die Hausfrau vor, die Ehefrau. Daneben die Berufstätige. Bitte, haben Sie nicht schon x-mal mit so einem gewissen mitleidigen Unterton von so einer selbständigen, allein-stehenden Berufstätigen sagen gehört: „... aber die ist ja gar nicht verheiratet!“ Umgekehrt: glaubt nicht die Stenotypistin, die Lehrerin, die Direktrice, die Fabrikarbeiterin von der Ehefrau: „... ach Gott, was weiß die denn, die ist ja verheiratet.“ Die Vermeistersfrau — es soll vorkommen — sagt: „Die Leute unter uns im Haus? Oh, der Mann ist „bloß“ Vorarbeiter.“

Die Männer sind uns weit voraus, was dieses Vorurteil andern gegenüber anbetrifft. Freilich, sie haben sich ja auch schon länger über können in diesem Gemeinamteitsgefühl, das die große Brücke bildet zwischen Mensch und Mensch. Es spielt nicht die geringste Rolle, ob einer Arbeiter ist oder Angestellter oder Beamter oder Offizier oder Minister. Vor allen Dingen ist er Mensch.

Aber das wissen wir doch längst, werden Sie vielleicht sagen. Mit dem Wissen allein ist aber nicht getan. Es kommt darauf an, wie wir dieses Wissen zum Leben bringen. Im Grunde genommen ist es nämlich fast ganz einfach: durch Gemeinamteit. Das hat nichts zu tun mit „Gleichmacherei“. Mit diesem Spul vergraulen sich die „Besseren“ vor uns gegen-einig. Alles soll proletarisiert werden. Das ist ein bekanntes Wort, das sich aber auch anbahnt in den Herzen und Hirnen vieler unserer Frauen festgesetzt hat. Ich habe schon bei mancher Frau erlebt, daß sie ihren Mann davor zurückhält, Verband oder Partei beizutreten, sie will sich nicht mit denen auf eine Stufe stellen.

Diese Frauen haben uns immer noch nicht verstanden und die Gegenseite jorgt bestens dafür, daß ihnen ein anderes besseres Verständnis nicht aufgeht! Wer die Gegenseite ist, das wissen wir, das sind die fetten Bürger, die um ihre Vormachtstellung bangen sind. So glaubt denn manche auch von unseren Frauen, daß sie tatsächlich etwas Besseres sei, wenn sie sich nicht zu den sogenannten Besseren rechnen! Sie glaubt ihren Zeitungsjournals ohne weiteres, sie läßt das patriotische Worttagsal gläubig über sich ergehen und fählt sich gebührend, wenn Vortragsentwürfe und Aufsätze mit „Ew. Hochwohlgeboren“ vorgedruckt sind! Es fehlt immer noch die Ehrfurcht, wie sehr man sich und den Klassengenossen schadet, wenn man auf so ein Wohlwollen. Aber das ist ja richtig, meine liebe Frau Apollon! Diese Wohlwollenen lachen sich ganz bestimmt ein ins Häufchen, wenn die Frau Reichweiser und die Frau Vorarbeiter ihren Mann schon lobt, daß er nicht in den Verband eintrete zu den „Roten“. Man findet auch, aus diesem Dünkel heraus, daß man die Kinder von den Straßenfindern zurückhalten müsse, man könne ja nie wissen, was sie da lernen! Schließlich kann man doch eigentlich auch nicht mit der Schwärze über die Straße gehen, wie das doch die Schneiderin und die Metzgerin tun; deren Männer sind ja auch „bloß“ — Arbeiter! Man grüßt auch nicht etwa im Hause zuerst, da könnte einem ja eine Peile aus der Strome fallen.

Das ist ein Altschick, meinen Sie? Ja gewiß. Altschick sind es, die aber noch tagtäglich jeden Tag begangen werden und wie Sündenböden wirken in unserer Fortentwicklung. Sprächen nicht die lächerlichen Klatschpropaganda Bande von diesem Dünkel, der sich ausbreitet auf Treppenhäuser und in Einfamilienhäuser, weil die eine von der andern angeblich zu wenig beachtet wurde und die andere von der einen angeblich zuviel. Es leuchtet sehr vielen Frauen nicht ein, warum sie denn nicht wirklich etwas Besseres sein sollte als die Frau von Eintragsbehalter, wo sie selbst doch einen richtigen Leppich in der Stube liegen hat und die da unten hat nicht mal Sandalen!

Das ist eine gewisse Bescheidenheit, Bescheidenheit des Deutens. Man möchte das so: Da, Untertan, hast über dir etwas den Richter, jenseits den Kaiser, drittens die Polizei, viertens den Hauswart usw. Überdies ist ja der König. Trampeln, so hoch es, daß du auch was Besseres werden. Wie das machst, ist deine Sache. Denn da du wenigstens einen Hund an-leckst oder ein Ullid oder irgend was, womit du dich vor deinen Mitmenschen ausmachst. Und hast du nichts, dann ist wenigstens so, als hättest du irgendeinen Vorzug, gute Be-zugung oder ja. Versuche jedenfalls nicht zu schmecken, als du...  
I. Du hast alle zu Handlung ertragen werden.  
Solte ich aber mit diesem Dünkel, der doch nur einmal in der Welt da ist, nicht doch etwas Besseres anfangen? Ja? Ob man ihn nicht einfach auslichten könnte? Ich glaube,

es gibt solche Möglichkeit; denn dieses Zum-Besseren-Streben ist ja doch an und für sich gerade das, was wir im Grunde genommen wollen: Höherentwicklung! Nur jener Weg ist falsch. Der dünkelhafte Mensch tangt aus der Reihe; der sozialistische Mensch reicht Bruder und Schwester die Hand zum gemeinsamen Fortschritt. Der eingebildete, der dünkelhafte Mensch hat ein übertriebenes Ständesbewußtsein, das weder Sinn noch Verstand hat; der sozialistische Mensch ist von Klassenbewußtsein durchdrungen; er fühlt sich solidarisch mit allen Mitmenschen.

Wollen wir nicht auch diese Schladen aus der Vorkriegszeit abstreifen und unsern Strebertwillen nach aufwärts mit unsern Kameraden und Kollegen, mit unsern Schwestern und Brüdern gemeinsam durchsetzen? Laßt uns doch wirklich alle an einem Strang ziehen, denn nur gemeinsam werden wir's schaffen!  
Hildegard R.

## Der geraubte Fuß

(Schaubühne)

„Lof, Marie,“ hat d' Frau Muatter g'sait,  
„Was hau'—e—e' höre müassa,  
Wear wird se' am hella Tag  
A Mannsbild laffa küssa?“

Wenn ma' will a rechts Mädle sei',  
So sind des keine Sachja!  
I sag d'rs ernstlich, ihua m'r nia  
Meh' solche G'schichtja machja!“

„Si, Muatter!“ s'it 's Mariele drauf,  
„Ihr haut weger guat schwäha!  
I möcht doch wissa, wi—u—i' mi'  
Gätt könnu widerseka!“

Wia—u—i' bi' über unsern Hof  
Mit zwoi Gieskanna ganga,  
So kommt der Jörg und schwächt kei Wort  
Und hat me' glei umfanga!“

Drauf hat er packt me' unterm Sinn,  
Und hat asanga küssa,  
Und i mit meue Hanna han'  
Miar's g'falle laffa müassa!“

„Was g'falle laffa?“ d' Muatter s'it,  
„Jekt, wenn e' des muoß höra!  
Gätt'f deine Hanna falla lan',  
Ie hätt' n' de' könnu wehra!“

Do s'it d' Marie und ihuat d'rbei  
Beschämt das Köpfle herka:  
„Ma ka' doch, wenn's ans Küssa geht,  
Ist glei an alles denka!“

## Der Braunschleier

Die Waise, kleine Stidlerin sah zusammengekommen über ihrer Arbeit. Durch das Fenster kam bläß und vergrümmelt das letzte Licht des Tages in das stille Zimmer. Marianne aber wagte noch nicht das Licht in der kleinen Lampe zu zünden. Sie mußte sparen, denn wie gut und rein auch die Arbeiten waren, die ihre Hände herstellten, sie wurden nicht sehr gut bezahlt.

Und so gering Marianne's Bedürfnisse waren, so groß waren die ihres Bruders, den sie erziehen und der lehrjung und ver-schwenderrisch war. Er vergaßte das mit vollen Händen, was seine ältere Schwester mühsam zusammensticht. Was braucht so ein Alt-jünglerlein viel, dachte er in seiner herzoglichen Art und nahm es leicht und gedankenlos, was ihm auf seine Hüften immer wieder ohne Rücksicht gegeben wurde.

Was wagte er denn davon, daß Marianne auch einmal jung und lebensstark gewesen war und das Leben mit lauchenden Augen angesehen hatte; daß die kleine Stidlerin in jungen Jahren einmal einen wunderbaren Traum erlebt — der mit Weh und Tränen und bitteren Gedanken!

Vergessen aber war bei Marianne nicht, was ruhiger war ihr Denken, trüger ihr Verstand geworden. Jetzt, wo sie wieder einen Braunschleier nähte, dachte sie nicht mehr, wie vor Jahren, wo sie dieses dazwische Schweben niemals hatte verarbeiten können, ohne sich zu fragen, ob ein vergangenes Glück zu denken.

Auch sie hatte geliebt und war glücklich worden und hatte sich in einem jenen Traum hingeworfen. Der zarte Braunschleier war in Stunden der Stille entstanden, wenn der Geliebte fern war und sie all ihr Denken zu ihm schickte. Marianne war hübscher und jünger geworden in dieser Zeit des Glücks und der Erwartung. Gedächtnis hatte sie mehr wie sonst, um einen Pfingst zum andern zu legen, denn sie wollte dem Liebsten doch einmal ein hübsches Heim schaffen.

Aber dazu war es nicht gekommen. Der Braunschleier war fertig, lag bereit, wartete erwartungsvoll in einem Kasten. Der Geliebte aber war nicht mehr gekommen, hatte nicht mehr ge-schrieben — und hatte dann schließlich auf Marianne's Flehen ge-handelt, daß er eine andere gerau habe.

Marianne hatte es nicht nicht glücken können, daß all die Tränen, die Begehrungen nur im Friebe einer Stunde gegeben seien, aber keinen Eindruck hatten sollten. Es war hart ge-wesen, sich an diese Dinge gewöhnen zu müssen — und Marianne hatte mehr wie einmal gedacht, das hübsche Leben, das ihr nun auf einmal so wertlos dünkte, von sich zu werfen.

Aber dann hatte sie an den Bruder gedacht und weitergelebt und weitergeschritten. Sie lebte und mochte es oft in ihm ausgehen, sie hätte es niemals lassen können. Sie wunderte sich manchmal selber über die Kraft, täglich den Kampf mit dem Alltag wieder auf-zunehmen zu können. Und die Zeit hatte langsam Ruhe in ihr Leben gebracht, war kein Sturzfall aber Marianne hatte es allmählich gelernt, über der Sache zu stehen...

So gingen die Jahre dahin...  
Nun waren bald die letzten jahren Ranken in den seinen Fall gekriegt und morgen in der frühe mochte Marianne nochmals ihr kostbares Leben betrachten, da sie es fortbrachte. Sie sah u würd: die Bräut darin ansetzen, sie war jung, sah ein Kind noch, die

jüngste Tochter eines wohlhabenden Kaufmannes. Sie schien sehr glücklich zu sein, die zierliche Braut, denn sie hatte so strahlend frohe Augen gehabt, als sie damals zu Marianne gekommen und den Schleier für ihre Hochzeit bestellt.

Nachts, als nun Marianne ihre Arbeit vollendet, war sie zur Ruhe gegangen und schlief unruhig in den paar Stunden bis zum kommenden Tag. So war sie früh wieder aufgestanden, bereudete sorgfältig wie immer ihren Anzug und legte dann behutsam den Brautschleier in den Kasten. Aber als Marianne auf die Uhr sah und bemerkte, daß es noch so früh war, viel zu früh, um einen Brautschleier selber der strahlenden Braut in die Hände zu legen, da setzte sie sich noch ein wenig in den Sessel am Fenster. Eigentlich war Nichtstun gar nicht die Art der kleinen Stidlerin. Dann, ganz erschreckt, als Marianne dies selbst bemerkte, begann sie die Schieb-lade der Kommode aufzusuchen, die neben dem Sessel stand. Da standen Kästchen voll weißer Blumen, lagen Bündchen voll Briefe, lag ein Bild in Seidenpapier, alles Erinnerungen schöner Stunden.

So sah Marianne lange über diesen Dingen, nicht mehr mit Bitterkeit und tiefem Schmerz, fast ein wenig sogar mit einem Gefühl der Freude über dies zwar schwere Geschick, aber doch jellige Erlebnis.

So ging sie dann aus ihrem Zimmer, noch einmal das immer etwas wirre blonde Haar glatt streichend, das immer gar zu gern unter dem Güte hervorlag. Und in dem Augenblick, als sie die Stufen aus dem Hause hinabstieg, da fiel ihr ein, daß der Schleier damals ihre Pöckchen seine „glühenden Schlangelien“ genannt. „Selt-sam, daß mir das jetzt gerade einfällt“, dachte Marianne, schalt sich darüber und ging dann lächelnd den Weg entlang.

In der Villa brauchte sie nicht zu warten. Sie wurde gleich in das Zimmer der jungen Braut geführt, die gerade ihre Frisur verabschiedete. Marianne hob den Schleier heraus, entzündet bewunderte die Braut das zarte Gesicht, das sie nun in ein paar Tagen tragen würde. Sie lobte Marianne reichlich, und zum ersten Male war es der kleinen Stidlerin, als wenn ihre Arbeit so recht gewürdigt sei.

Da klopfte es. „Mein Verlobter“, meinte lachend die Braut, „er wird Ihnen auch danken für den herrlichen Schleier...“  
Da trat er herein. Marianne dachte, sie träume — — — Ihr Liebster, der sie verlassen, stand hier als — Verlobter dieses jungen, ahnungslosen Mädchens.

Sie sah, wie die Braut den hereinretretenden anstrahlte, sah kein Erschrecken und wußte nicht, wie sie es noch fertig brachte, ein paar bößliche Abschiedsworte zu sagen. Und ging dann mit schwer-erfülltem, traurigem Herzen ihrer kleinen Wohnung zu.

In der Villa aber lagte der Verlobte zu seiner Braut: „Du mußt unbedinglich ausziehen in diesem zarten Schleier, meine kleine, süße Braut!“  
Marianne arbeitet wieder in ihrem kleinen Dachstübchen.  
Loni Baumann

## Der harte Lebenskampf der Frau

Das weibliche Geschlecht hat unter der Umgestaltung der Bevölkerung am meisten zu leiden. Die Frauen sind zahlreicher als die Männer, namentlich im erwerbsfähigen Alter. Nach einer Unter-suchung in Leipzig überwiegen dort heute die Knaben in der Bevölkerungsgemeinschaft bis zu 5 Jahren. Mit zunehmendem Alter über-steigt die Zahl der Frauen die der Männer. In den Altersklassen von 25 bis 30 Jahren entfallen auf 27 904 Männer 34 025 Frauen; in den Altersklassen zwischen 30 und 35 Jahren schlägt das Verhältnis noch mehr zuungunsten der Frauen aus: 24 583 Männern stehen 33 427 Frauen gegenüber. Das ist ein Mehr von 36 v. H. Auch in den älteren Jahrgängen ist die Zahl der vorhandenen Frauen höher als die der Männer. Die Zahl der verheirateten Männer im Alter zwischen 20 bis 30 Jahren war 1925 höher als 1910. Bei den Frauen war sie niedriger. Waren im Jahre 1910 41,8 v. H. der Frauen zwischen 20 und 30 Jahren verheiratet, so waren dies 1925 nur 38,2 v. H. Hierin dürfte zum Ausdruck kommen, daß der weibliche Teil der Bevölkerung infolge Verminderung von Vermögensansammlungen berufstätig sein muß, um dadurch in die Lage zu kommen, wenigstens gewisse Anschaffungen für den künftigen Hausstand zu machen. Noch ein anderes Bild: Die Zahl der verwitweten Männer betrug in Leipzig im Jahre 1910 5589, 1925 8305 und die der verwitweten Frauen 23 652 und 35 568. Demgemäß waren 1910 1,9 v. H. 1925 2,6 v. H. aller Männer, dagegen 7,8 und 9,9 v. H. aller Frauen in Leipzig verwitwet. Auch die Zahl der geschiedenen Frauen ist doppelt so hoch als die der geschiedenen Männer.

Das sind Tatsachen, die erkennen lassen, welch harten Lebens-kampf die Frau von heute durchzuführen hat. Das unglückliche Schicksal des Krieges liegt also meistens auf den schwächeren Schultern. In allererster Linie werden hier die Frauen der ärmeren Schichten betroffen. Sie sind es, die das Bleigewicht dieser schweren Zeit ihr Leben hindurch schleppen müssen.

## Die Suppe

Sein Gedenktag war nach langer Eschfahrt mal wieder in Gumburg eingelaufen. Sein Schiff hatte im Hafen geliegt und sein Wille, wenn er es auf die Dauer auch ungern tat, ein hübschen Sandstift genießen.

Er, Pauli und der ewige Seemannsstraß mit Armuten und Bahnen packte ihm nicht. Er hatte sich in seinen feinsten Wachs geworfen und fuhr stolz per Auto nach einem besseren Restaurant der Juwelenstadt.

Nur an das Tropfenleben in Übersee gewöhnt, rebete sein natürlich der Herr Oberkellner mit „Doh, bring mich mal die Speisekarte“ an. Darob der ein sehr böies Gesicht macht. Aber was hüßig? Verdienen ist die Hauptfrage und sein noch noch Dollars. So kam die Speisekarte. Sein bestellte prächtig das große Essen.

Bald erchien die Suppe. Doch unter Eschart schmeckte schon beim ersten Löffel „Böhnenuppe“. Da rief er laut nach dem „Doh“.

„Was ist denn das für'n Krom?“ fragte er mit zorniger Miene. „Suppe“, antwortete der Herr Oberkellner.

„Na, wenn das 'ne Suppe ist, dann kenn' ich die Sorte genau, denn auf iustio 'ner Suppe bin ich nun schon 30 Jahre u m herge segelt!“  
Sprachs und vertiefte sich in die Suppe.

Pauli

## Der säumige Schuldner

Zu Abdulah kam ein Nachbar, um bei ihm einige Schffel Korn zu borgen.

„Geh' auf den Dachboden und hol' dir's“, verlegte Abdulah. Der Nachbar tat, wie ihm geheißen, doch bald darauf kehrte er mit leeren Händen zurück und erklärte, daß auf dem Dosem von Korn nichts zu sehen sei.

Daran fragte ihn Abdulah: „Gast du das Korn, das du dir im vergangenen Jahre bei mir geborgt hast, nicht wieder auf meinen Boden g'tragen?“

Als der Nachbar die Frage verlegen bermeinte, bemerkte Ab-dulah: „Dann ist es deine eigene Schuld, wenn du dort keines vor-findest!“

Helke Schuchführung. „Sollt du die Geschichte von der Kin-digau vielertin gehört?“

„Nein, was ist denn mit ihr?“  
„Ihre Sekretarin hat ihre Bücher nicht richtig geführt und nun findet sie, daß sie zwei Eheverbindungen mehr als Witzen hat.“

# Kampfgenossen

Einige sagen: „Mir ist alles egal. Ich bekümmere mich um nichts und lebe so viel ruhiger!“

Das sind dieselben, die da sagen: „Schimpfen tut nicht weh!“ Und man kann sie beschimpfen, wie man Lust hat. Und wenn sie einmal aufbegehren, dann hauen sie blindlings mit der Faust in die härtesten Scherben.

Willst du auch so sein? Ist es dir wirklich egal, wie du lebst? Und willst du sagen, es ginge dich nichts an, wie deine Kinder es später einmal haben werden, deine vier, fünf, sechs, sieben, acht Kinder?

Solche Menschen werden sehr früh alt und matt, denn es fehlt ihnen die antreibende, innere Kraft, die ein Mensch daraus schöpft, daß er am Leben teilnimmt und daß er im Leben seinen Plan hat und diesen Plan durchsetzen möchte. Solches Kampfen gibt ja den Tagen erst einen Inhalt; und das Bewußtsein, Kämpfer zu sein, nicht wie ein willenloses Schaf alles hingenommen zu haben, das gibt den Stolz, das Wertbewußtsein, das hält jung und frisch. Solches Proletariat ist der nächste Abbild des bange Bürgers, denn dem Bürger dämmert es, daß diese Welt nicht ewig so bleiben wird.

„Die Bande wird allmählich schlau,“ knirscht er zwischen den Zähnen und muß hingeben, Stück um Stück, von seinen Herrenrechten, von seinen Vorteilen.

Und so bildet sich langsam eine neue Welt, unsere Welt. Denn „Welt“, das sind immer nur die Menschen. Du bist Welt. Felix Riemkasten.

# Gewerkschaftliche Bildungsarbeit und Schundliteratur

Die Gewerkschaften haben auf dem Gebiete der Arbeiterbildung zweifellos ein gewaltiges Stück Arbeit geleistet und der hamburger Kongress hat neuerdings ganz erfreuliche Entschlüsse gefaßt, die uns auf dem Wege zu wahrer sozialistischer Bildung, worunter wir wahre Weltanschauung verstehen, vorwärtsbringen sollen.

Es gibt aber auch auf dem Gebiete des Bildungswesens noch unendlich viel zu tun, und zwar nicht allein in der Arbeiterklasse, sondern überall im Volke, wo sich Weiterbildung, Massenverbundung durch Schund und Schmutz, durch teilweise politische Verzerrung und religiöse Verblendung, durch Alkohol und Wadentorheit usw. breit macht. Allein der Kampf gegen die Schundliteratur stellt uns vor ungeheure Aufgaben, denen wir gerecht werden müssen, wenn wir uns dem Ideal wahrer Menschheitsbildung nähern wollen. Ich meine damit nicht allein den Kampf gegen jene Art Bücher und Schriften, gegen die sogenannten Schauerromane und Detektivgeschichten, die uns als Schundliteratur allgemein geläufig sind und die in den Kreisen gewerkschaftlich organisierter Arbeiter ohnehin nicht mehr viel Anklang finden, sondern es muß auf eine Art Literatur hingewiesen werden, die viel gefährlicher sich auf Gemüt und Seele der Menschen auswirkt und deren Gefährdung viel radikaler vergiftet, als es irgend eine romantische Räuber- oder Liebesgeschichte vermag, die sich aber noch immer massenhaft in den Regalen unserer Bibliotheken behauptet, ja nicht allein in den Privatbibliotheken, sondern auch in jenen Bibliotheken, die ihres öffentlichen Charakters wegen, als für das „Volk“ bestimmt, gewöhnlich „Volksbibliotheken“ genannt werden.

Bruno Vogel hat in einer der letzten Nummern der Metallarbeiter-Zeitung diese Art Literatur mit einigen treffenden Zitaten gestreift und uns damit einen trefflichen Wink gegeben, wo eigentlich der Kampf gegen den Schund in der Literatur vor allem zu beginnen habe. Bruno Vogel hat in seiner Zusammenstellung noch lange nicht jene Zitate gegeben, mit denen jene Literaten ihre niedrigste Gesinnung zeigen, die sich dazu berufen fühlen, dem Blutausfluß des Krieges das geistige Gepräge zu geben. So erwähnen u. a. wohl dem bereits von Vogel zitierten Medizinalrat Dr. W. Fuchs während des Krieges eine Broschüre, die in den folgenden Worten ausklang:

„Erziehung zum Haß! Erziehung zur Hochachtung des Hasses! Organisation des Hasses! Fort mit der untreuen Ehe, mit der falschen Ehemann vor Brutalität und Fanatismus. Auch politische gelte das Wort Marinetti's: Mehr Schießpulver, weniger Küsse! Wir dürfen nicht zögern, blasphemisch zu verkünden: Uns ist gegeben Glaube, Hoffnung und Haß. Aber der Haß ist der größte unter ihnen!“

Bruno Vogel hat durchaus recht, wenn er meint, wir dürfen diesen Zenten nicht vergeßen, aber gleichzeitig erwacht uns eine andere Aufgabe, die uns unendlich wichtiger erscheinen muß, als die ständige Erinnerung an die Schand, daß wir jahrelang die geistige Notiz von Männern der Wissenschaft und Literatur ertragen haben, die in ihrer Nationalität glaubten, dazu berufen zu sein, sich im Kriege voll und ganz für die Wollindustrie erniedrigen zu müssen. Diese Aufgabe besteht vor allem darin, daß wir eine gründliche Säuberung unserer Bibliotheken von dem verlogenen Schund der Kriegsliteratur vornehmen und antreiben.

Ränge genug haben wir es ertragen, daß uns fast jedes Buch, auch solche der sogenannten „schönen“ Literatur an die Zeit erinnerte, wo die Priester und Diakone der Allgötter „Kunst“ von den Sinnen ihrer Mätre niederstiegen, die Zauber ihrer heiligsten Ideale zerbrachen, um sich in häßlicher Demut unter den fürchterlichsten Klängen bluttrauernder Gesänge und waffenklirrender Rhythmen dem herrschenden Willen des grausigen Geistes zu opfern. Nun aber ist eine andere Zeit gekommen. Nun haben wir es nicht mehr nötig, länger unter diesen „Sternen der Erleuchtung“ zu wandeln. Es ist die Zeit gekommen, wo wir uns endlich von allen denen abheben und loslösen können, denen wir bisher „Größe“ nachgerühmt haben. Es sind ihnen wahrlich genug Raumpopier gebracht, genug Ehren erwiesen worden.

Wollen wir ein neues Bildungsideal erfüllen, so müssen wir in erster Linie den Kampf gegen den Kriegsschund in unseren Bibliotheken aufnehmen und mit der ganzen Schärfe führen, wie gegen den Schund in Kunst und Schrifttum überhaupt. Diesen Kampf sind wir unseren Kindern schuldig. Wollen wir die Freiheit, von der wir träumen, je erreichen und an ihr jechtlich gesunden, dann müssen wir mit aller Strenge verhindern, daß der Weltzujug der Lüge und Verlogenheit, an dem auch unsere Zeit noch so schmählich krank, nicht auch wieder unsere künftigen Geschlechter verzieht.

Es gibt Dichter und Schriftsteller genug, die sich auch im Kriege nicht scheuten, ehrlich zu bleiben, die es um irgendeiner Beweihräucherung willen nicht über's Herz bringen konnten, uns in irgendeiner Zeit Steine statt Brot zu geben. Lassen wir nur jenen die Ehre angedeihen, mit ihren Werken in unseren Bibliotheken zu glänzen, die ehrlich blieben zu einer Zeit, wo Unehrenhaftigkeit mit Orden bedacht wurde, die nichts sagen durften, weil sie ehrlich bleiben wollten, die man so wichtig, weil man ihre Offenheit fürchtete.

Die deutsche Literatur hat eine Menge Köpfe, die sich im Kriege nicht kompromittiert haben und als Unbescholtenen des Schrifttums dastehen; die den heiligen Tempel der Kunst nicht mit Kriegsgelängen entweihten, für die ihnen Kronprinzen, Herrscher, kommandierende Generale und andere überpotentielle Karren mit „treutent dem“ Sandschlag allgerädigt den Saal übermitteln ließen, wie dem Verfasser des blutdürstigen Gedichtwerkes „Auf helldüster Meerfahrt im Stillen Meer 1914“ Ellegard Elsebeck, von dem der „Frankfurter Kurier“ feiernd folgendes schrieb:

„Ich sehe nicht einen Augenblick an, in alle Welt hinauszuwinken, daß wir den Lügen unserer größten Zeit gesunden haben... der als neuer Kelch unserer heiligsten Krieg verklärt hat...“

Ober von dem die „Donner Zeitung“ schwahte:

„Selbst den Militärfeinden wird das Kriegslieben und der Zauber (Ja, der Zauber! D. V.) des Helbes klar, als wäre er leidhaftig dabei...“

Ja, wir haben noch Köpfe in unserer Literatur, von denen wir nie in der Presse lesen konnten, daß sie es nicht für nötig erachteten, die Früchte ihres literarischen Schaffens einem Luderdorf oder sonst einem der privilegierten Massenmörder zu widmen. Und das ist das Bezeichnende für uns. Der echte Künstler braucht sich nicht um Günstberichter, nur der Stümper muß sich prostituieren. Des wahren Künstlers Schaffen gehört der Menschheit und ihrer Zukunft.

Darum: Säubert die Bibliotheken! Werft sie hinaus die literarischen Aechts- und Schieberseifen von Anno 1914 bis 1918 und umgibt euch mit Freunden, die euch immer Freunde waren. Verschont auch die nicht, die im November 1918 sich wandelten und Dithyramben auf die Revolution anstimmten, es sind Schreiberseifen, Konjunkturliteratur, die den Mantel nach jedem Winde lehren und morgen, wenn sich das politische Wetter ändern würde, mit derselben Begeisterung das Hohelied für Monarchie und Kaiser singen.

Die Bibliotheken, vornehmlich die Volks- und Arbeiterbibliotheken sind die Hauptgrundlage, auf der sich eine zweckmäßige Arbeiterbildung aufbaut. Solange aber diese Bibliotheken nicht gründlich von dem Schmutz aller berer, die uns belogen und verraten haben, gereinigt sind, werden wir nie loskommen von dieser Selbsterniedrigung durch eine Renaissance stupider Gesinnungslosigkeit und Lumperei, die uns an den Abgrund gebracht hat. Hier erwacht also der gewerkschaftlichen Bildungsarbeit eine große Aufgabe. R. D.

**REICHS-UNFALLVERHÜTUNG**  
WOCHE 24. FEBR. - 3. MÄRZ 1929  
VERANSTALTET VON DEN VERBÄNDE DER DEUTSCHEN BERUFSGENOSSENSCHAFTEN

## Der geschäftliche Erfinder

„Feierabend!“ verlündel mit großem Klang die Werkloade der Schaffenden. Es ist, als ginge ein Aufsteigen durch den dunstgeschwängelten Saal, durch dessen staubige Fenster die Sonne goldene Strahlenbündel schickt.

Das Summen des Motors verstummt. Still stehen die Transmissionsen. Hinter den Schleifseiben weg eilen die Werkenden, um so schnell wie möglich aus der Fabrik ins Freie zu gelangen.

An seinem Platte steht der Schleifer Reister, mit der blauen Soße bekleidet, brüderlich, die schmutzigen Hände mit warmem Seim und sojem Schmirgel abreibend. Neben ihm der „Alte“, der Werkmeister Ramol, beide im Gespräch.

Reister erwidert dem Alten, dem er schon vorher irgendwie eine von ihm unangenehm empfundene Mitteilung gemacht haben muß — denn das verriet die zusammengezogene Stirn des Meisters. „Jepi hebt der Arbeiter die Stimme: — und ich sage Ihnen, ich habe an meiner Auffassung seit. Es ist nicht notwendig, daß meine Kollegen sich an diesen alten verbrauchten Scheiben so opradern, um zu ihrem Gelde zu kommen. Eine von mir erfundene Scheibe ist billiger, leistet mehr und hat größere Lebensdauer. Machen Sie einen Versuch damit und Sie werden mir Recht geben müssen. Vorteile für mich? Ich verlange nur soviel, als ich zum Leben brauche. Was darüber hinausgeht, soll meinen Klassenossen zugute kommen. In welcher Form, darüber kann man sprechen. Und geben Sie mir Ihre Hand und verhehlen Sie mir zum Verkauf meiner Scheibe an die Firma unter meinen Bedingungen — keine Affordabzüge, im Gegenteil Herauszahlung und kurze Arbeitszeit. Die Menschen wollen nicht Erfindungen als einen Fluch empfinden — weil die Erfinder sich nicht der Auswirkungen bewußt werden. Das Ziel müßte Sie loden, Sie begeistern, denn Sie gehören doch auch zu unserer Klasse.“

Ziefatmend steht der Arbeiter da, mit geröteten Wangen und leuchtenden, voller Erwartung auf den „Alten“ gerichteten Augen. „Jornig fährt dieser auf: „Was denken Sie von mir. Ich will Ihnen noch einmal eindeutig sagen: Ich bin kein Freund von Neuerungen, weil mir üble Erfahrungen damit gemacht haben. Und Klassen-genossen? — Ich bin Meister. Und gib's Brot ich eß, das Lob ich sing. Und solange ich Meister bin, gibst hier nichts!“ Damit wendete er sich ab und geht, leis vor sich hinstammelnd.

„Wenn ich meine Stellung halten will, dann kann ich nicht anders. Ich wäre ja ein Narr, wollte ich meine Macht nicht ausüben.“ Reister ist abseits von den anderen Arbeitern still nach Hause gegangen. Traurig erzählt er seiner Frau von der Partnädigkeit Ramols.

Monate sind vergangen. Reister liegt lungenkrank danieder. Von seiner Firma ist er entlassen. Ramol triumphiert — ist er doch einen Mahner los geworden.

Reister hat keine Scheibe einer Firma, die solche herstellt, zur Verfügung gestellt. Wiederholt hat man ihm gesagt, daß der Vertrieb der Scheibe nicht den Erwartungen entspräche. Außerdem habe sich ein Schleifseibenbetriebs gebildet — der mit Rohstoffperrung drohe, falls die Firma sich ihm nicht anschließen und nur Trübscheiben vertreiben würde.

Weitere Monate vergehen. Der Patentschutz ist abgelaufen. Geld zur Erneuerung ist nicht vorhanden. Also geht die Erfindung verloren. — So wurde der Erfinder enttäuscht.

Ein anderes Bild: Nach fünf 6 Monaten des eben erwähnten sitzen in dem wunderlichen Garten einer Villa am Starnberger See drei Herren, Zigarren rauchend, im traulichen Gespräch beisammen. Der jüngste der drei, ein Mann von 30 Jahren, richtet jetzt an den dickbauchigen Herrn, dessen keine Schwimmsäuglein in den Fettpolstern der Wangen fast verschwinden, die Frage:

„Und nun, Herr Kommerzrat, wie ist die Geschichte mit der Scheibe geworden?“

„Ja, meine Herren,“ antwortete der Dicke, vor sich hin grinsend, das Gesicht lohnig. Dieser Kerl da, der uns mit seiner Erfindung in die Quere kam, hat tatsächlich etwas geschaffen, was sich sehen lassen kann. Wir haben tatsächlich daran verdient. Einfach war es ja nicht — aber geklappt hat es doch. Er hatte kein Geld, seinen Patentschutz zu erneuern, ja brauchen wir jetzt nicht einmal kaufen —

sondern nur warten. Durch unsere Drohung mit Rohstoffperrung belanzen wir die kleine Firma in Händen, der er seine Scheibe angeboten hatte, klein und für ein geringes erholten wir dann von der Firma auch als Morgengabe die Scheibe. Sehen Sie, so macht man das. Ganz einfach, nicht wahr? Die paar Pfennige Verdienst, den wir der Firma opfern müssen, können wir recht leicht verschmerzen.“ — Er tat einen tiefen Zug an seiner Zigarre und fährt dann vor seinen beiden Zuhörern fort: „Wenn diese Leute uns, den Herren des Wirtschaftsmarktes, Bedingungen stellen, dann müssen sie vorzüglich sein. Erfinden sollen sie, dafür bezahlen wir. Abt an die Arbeiter bei Erfindungen denken, das ist mir neu. Die Bande wird von Tag zu Tag frecher. Und da auch der Gesellschaft Gelder geben, damit sie sich schulden und fortbilden können? Das belagern unsere Söhne und Töchter — was zu tun ist. Kluge Arbeiter denken mir zu viel, und das ist's ja, was uns schadet. Sie sollen nicht denken; sie sollen handeln. Und die Erfindungen sind für die gemacht zum Vorteil, die sie ausüben können. Das sind wir — und dabei bleibt's!“

Der jüngste richtet seinen Blick in die Ferne: „Und ich glaube dennoch, daß auch einmal unsere Stunde schlägt. Ob wir wollen oder nicht, Man wird erfinden, aber diese Dinge kommen dann dem Volke unmittelbar zugute. — Über das ist doch noch ein weiter Weg.“ „Na also,“ fällt der Rat ein, „wir sind die Gegenwart, und um die Zukunft mögen sich die anderen um Kopf gebrechen. Solange uns unsere Sklaven dienen, ist's gut. Und was dann kommt, geht mich nichts an!“ Der dritte Herr fragt nach dem Schicksal des Erfinders. „Weißt nur, daß er krank ist. Könnte es ja besser haben. Na, lassen wir das und geben wir uns Geschäft!“

In dem Arbeitsamt der Stadt L. erscheint jeden Morgen ein gebeugter Mann mit geflickter grauer Topp und ausgefranster, verbrauchter Ziehharmonikahele bekleidet. Er geht stempeln. Ist Meister gewesen und abgebaut wegen Alter. Der Mann heißt Ramol. E. Dörfler.

## Die Kost des Maschinenzeitalters

Die Ernährungsverhältnisse des Menschen haben sich durch die neue ökonomische Art des Lebens gewandelt. Das Nahrungsbedürfnis des Menschen ist ein anderes als früher. Hierüber sprechen sich einige Gedankensätze, die Prof. Dr. D. Kestner den „Sozialhygienischen Mitteilungen“ zur Verfügung stellt.

Bekanntlich hat unser Körper eine gewisse Menge von Kalorien nötig. Diese Menge hat sich stark verändert dadurch, daß die Muskelarbeit des Menschen zum großen Teil durch die Maschine ersetzt worden ist. Rationalisierung bedeutet also eine Verkleinerung dieses Wandlungsprozesses, den unsere Ernährung erfährt.

Der Mensch unserer Tage braucht einen verhältnismäßig größeren Eiweißgehalt in seiner Nahrung, da er sonst zuviel Kalorien bekommen würde. Praktisch macht Prof. Kestner das an einer Aufstellung klar. Von den gebräuchlichsten Nahrungsmitteln kommen auf 100 Gramm Eiweiß oder 16 Gramm Stickstoff abgerundet folgende Kalorienmengen:

Fleisch (schier) . . . . .	500 Kalorien	Weis . . . . .	4100 Kalorien
Ei . . . . .	1100	Kartoffeln . . . . .	5000
Käse . . . . .	1300	Reis . . . . .	5600
Milch . . . . .	2000	Größtes Brot . . . . .	7600
Weißbrot . . . . .	3300		

Gegen früher muß nun, so sagt Kestner, eine Verschiebung innerhalb der Tabelle in der Richtung nach oben erfolgen: Ertrag von grobem Brot durch feines, Ertrag von Pflanzennahrung durch tierische Nahrung. Diese Verschiebung ist auch in allen Ländern, so schreibt Kestner, die Industrienentwicklung und landwirtschaftliche Maschinen zeigen, außerordentlich deutlich. Fleisch und Milch haben eine starke Zunahme im Verbrauch nötig. Das Brot als Hauptstück der Ernährung ist damit nur noch ein alter Brauch.

Allerdings würde die einseitige Fleischnahrung einen Bessermangel hervorrufen. Darum sind der Nahrung Rohstoffe, Gemüse, Obst, Salat zuzulegen. Die richtige Kost des Maschinenzeitalters ist aber Fleisch, Milch, Gemüse, Brot und Kartoffeln müssen zurücktreten.

Und doch spielt gerade die Kartoffel heute noch eine große Rolle in der Ernährung — aus Rot. Weil die Einkommensverhältnisse zu vieler wissenschaftlich notwendigen Ernährung des Maschinenzeitalters nicht langen. Die Umstellung in der Ernährung macht eine Umstellung in den Einkommensverhältnissen bringend erforderlich.

## Arbeitergefang ist Klassenkampf!

Seht ihr, wie sie von unerbittlichen Zeiger der Uhr, wie sie vom grellen Werdertingeln in den engen Kammern aus den Betten heraus in den nebligen, noch finsternen Morgen hinausgetrieben werden? Wenn andere sich noch in wohligen Betten reden und strecken — da stuet das Heer der Arbeit den Fabriken zu. Da haften sie durch die Gassen, bleichen Angesichts, hohlwangig, mit halb oer ganz nüchternem Magen, schlecht bekleidet, Wind und Wetter oft (unglück) preisgegeben. Da kommen Mütter, Väter mit einem Menschenbündel auf dem Arm, im Wägelchen, an der Hand — herausgerissen aus kindlich-süßem Schlaf, werden sie zu Bekannten „zur Aufbeahrung“ gebracht. Und hinter allen die Sklavenpeinliche des Unternehmertums; sie klatscht auf die Rücken, ins Hirn, ins Herz, in alle Glieder der Elenden ihr beängstigendes Lied: Spute dich, spute dich... der Zeiger der Uhr ist unerbittlich... und jede Minute zu spät kann Strafe bringen: Lohnkürzung, Entlassung... spute dich, spute dich!... Schneller und schneller werden die Schritte, sie werden zum Weiklauf mit der Sirene! Das Fabrikator nimmt Menschen auf, düstere Maschinen, stickige Luft empfängt sie, im finsternen Raum spielen Lichter ihre Strahlen auf Mensch und Maschine. Ein Fehelbruch — und beide sind zu einem Körper verbunden. Das Heer der Hämmer, Feilen, Sägen, Bohrer, Hobel, des Ambos, der Feuer und Maschinen tönt lärmend und zühend durch den Raum. Es singt dem Menschen zu: Wir schaffen mit an eurem großen Lohn, wir treffen eure Seele, wir freissen euren Leib! Sie jagen einander durch den Tag: Mensch und Arbeit, sie läen auf steinigem Boden Brot für Frauen, Kinder, Eltern, Geschwister, Tag um Tag. Mit schweißigen Händen, schmerzenden Rücken, müden Augen, zerhammer, zerädert an Leib und Seele — so speit das Lagerwerk sie aus!

Das sind die Menschen, die im Arbeitergefang bereten zusammenkommen. In ihrem Innern glimmt noch ein Funke, der zur flammenden Sehnsucht emporlodert, zu einem equalen Aufschrei: Nicht nur Maschine, nein Mensch, Mensch wollen wir sein! Sie jagen ihre Seele in die Welt. Wer aber gibt es ihnen? Note um Note, Taft um Taft, Sieb um Sieb muß eingewickelt werden! Geduld des Leiters, Geduld der zum Lieb kommenden, eiserner Fleiß der an Werk Beteiligten, Opfer an Zeit und Geld — das ist der stille Had berer, die aus Schmachthaus heraus nach dem Künstlerleben streben und solches dem Arbeitsheere geben wollen, dem der Kapitalismus jahrzehntlang den Weg zur Kampf veramtelt.

Diesen Weg freigelegt zu haben, das ist das Verdienst der Arbeiterjängerbewegung. Das ist ein Stück Klassenkampf um die Sozialistische und der Kunst. Dieser Kampf bedingt niedrigste Eintrittspreise und damit Verzicht auf Gewinn, Verzicht auf Vergünstigungen als Vereinsmitglied, Opferbereitschaft im Dienst der Arbeiterklasse, im Dienst des Sozialismus! Das ist das Wirken der Arbeiterjänger. Das macht sie zufrieden mit dem irdischen Erfolg. Das löst sie Dank sagen allen, die gebelien haben: den Besühern, den Soldaten, den Wüstern, die in ihren Forderungen Rücksicht auf den niedrigen Eintrittspreis nehmen und den Arbeiterjänger einen Verlust ersparen.

Und der Dank der Arbeiter? Geht als Singende in die Reihen der Arbeiterjänger! Frauen, Mädchen, Jugend, Männer, Kinder, kommt alle, um mitjubeln am Werk: Die Kunst dem Volke durch das Volk! Auch hier gilt das Wort: dem ganzen Volke kein gegeben, das ist das Ziel, das wir erstreben; mit uns das Volk, mit uns der Sieg!



# Verbandsleben



## Die sozialistische Hochschule

Das ist der Betrieb.

So merkwürdig das zunächst auch klingen mag. Freilich keine Schule im üblichen Sinne mit bestellten Professoren, Lehrern und Schülern, die artig ihre Schulbank drücken, wie wir das sonst gewohnt sind. Aber das ist entbehrlich bei einer Schule von diesem Ausmaße.

Lehrer in dieser Schule ist der Kapitalismus, vertreten durch seine Beauftragten: den Unternehmer und dessen Nachläufer, Betriebsleiter, Stalkulatoren, Aufsichtsbeamte, Meister und wie diese dienstbaren Geister alle heißen. Die Schüler dieser Schule sind die Arbeiter und Angestellten ohne Unterschied der Herkunft, des Glaubens, der Anschauung, des Alters. In jedem Sinne eine ideale Schule. Keiner kann sich drücken, keiner wird ausgeschlossen, jeder muß mitspinnen, am Unterricht teilnehmen, ob er will oder nicht.

Gelehrt werden nur lebenswichtige Fächer. Der Arbeiter lernt rechnen und vergleichen, gezwungen durch den Antrieber, der mit der Stoppsuhr hinter ihm steht. Der selbe Grund gibt ihm auch die Werte. Er lernt sprechen. Und das Wichtigste: er lernt denken. Immer wieder, wenn er innerlich Mensch sein will, prallt er gegen die Eisenfaust des Unternehmers. Das hilft ihm auf den Trichter. Die beste Lehrform wird angewandt: der Anschauungsunterricht. Täglich und stündlich rollt er vor ihm ab: Massen von Gütern entstehen unter seinen fleißigen Händen, wachsen und verschwinden, Entstehen, wachsen und verschwinden. Manchmal hängt er fehrnützige Gedanken an sein entschwindendes Werk. Er möchte ihm nachrufen in die ferne Welt, nach dem Mittelmeer, nach Südamerika, nach Japan. Aber die Kette reißt nicht ab. Neue Werke drängen seinen Händen entgegen. Und freitags, wenn er seine Lohnkarte in der Hand hält, zieht er den Vergleich: für viele Werte wenig Geld.

Bis jetzt ist das Thema anscheinend viel zu gewaltsam abstrahiert, das heißt begrifflich vereinfacht worden, um einen Vergleich mit der Schule zu haben. Und doch meine ich es sehr ernst. Der Betrieb ist noch immer die beste sozialistische Hochschule, die wir haben. Vielleicht überhaupt die einzige.

Das kann man in begründen: Die Arbeiterbewegung ist eine Massenbewegung. Sie ist groß und stark und gesellschaftlich beeinflussend nur, wenn sie als Masse auftritt. Das zeigt jeder Wahlkampf. Ungeheuer stark ist sie dann, wenn sie, im Innersten ausgewählt, als geschlossene Masse auf der Straße erscheint. Die geschlossene Masse hat uns 1918 die Republik gebracht. Die gleiche Masse hat sie 1920 beim Kapp-Putsch und 1923 beim Rathenau-Mord erhalten. Daß die Republik heute noch lebt, verdanken wir dieser Masse.

Unsere sozialistische Bildungsarbeit, gleichviel ob von Gewerkschaft oder Partei ins Leben gerufen, trifft nicht die Masse. Bildungsarbeit in dem Sinne, wie wir sie heute treiben, also planmäßige Schulung des Denkens im sozialistischen Sinne, trifft in mer nur den Einzelnen. Und bei dem anerkannten Fleiß, der heute auf diese Bildungsarbeit angewandt wird, sehr viele Einzelne. Aber nicht die Masse.

Die Schulung dieser Einzelnen ist sehr wichtig. Besonders dann, wenn diese Einzelnen dann wieder untertauchen in der Masse und dort das Geleit anwenden, im Wort, im Beispiel, in der Handlung. Dabei scheint mir das Wesentliche dieser Bildungsarbeit nicht Anreicherung von Wissen, sondern Festigung der Einzelnen in ihrem Lebenskreis zu sein. Sie sollen durch die Anregungen der eingehenden Schulung die Bestätigung dessen bekommen, was sie selbst schon im Innersten gefühlt und gedacht haben.

Aber wir haben ja schon eine Massenbildung im sozialistischen Sinne. Zwar große Vorträge und Arbeitsgemeinschaften mit Beispielen, aber große Feiern mit Musik, Massengebung, Sprechchor, Film. Mehr als ein Zehntel der Arbeitermasse werden davon höchstens erfaßt. Die wichtigsten anderen neun Zehntel bleiben außerhalb unserer Berücksichtigung. Diese Arbeit hat ihre Grenzen an den Kräften und den Kräften.

Das, aber wir haben die Arbeiterpresse als außerordentlich wirksames Mittel zur Beeinflussung der Masse. Leider stimmt das nicht. Die Masse liest nämlich häßliche Zeitungen. Ein Beispiel: Leipzig hat 300 000 Erwerbstätige, Frauen und Kinder mitgezählt. Etwa ein Drittel dieser Arbeitermasse lesen eine Arbeiterzeitung. Und nicht überall ist es so günstig wie in Leipzig.

In Betrieb dagegen haben wir die wirklich umfassende Beeinflussung der Masse im sozialistischen Sinne. Alle anderen — gezeigten — Beeinflussungen der Masse durch uns bleiben heute noch hinterher. Sie aber geht Großes vor sich.

Das Verhältnis Kapitalist — Arbeiter ist ganz inoffiziell Klassenkampf. Ja der heutzutage Form des Kapitalismus ist jeder Versuch, eine Interessengemeinschaft zwischen Arbeiter und Kapitalisten herzustellen, eine Transaktion. Versucht wird das natürlich, vor allem von kapitalistischer Seite, um den Arbeiter abzulenken von seiner Sache. Aber der Kapitalismus ist innerlich viel zu folgerichtig, um aus hier ernstlich gefährlich zu sein. Wir hierer Gewerkschaften wagt er 213 000 Arbeiter auf die Straße, um seine Forderungen durchzusetzen. Da merkt dann auch der schwache Arbeiter, daß das von der Interessengemeinschaft eigentlich großer Schwindel ist.

Und das werden alle früher oder später. Der Kapitalismus ist immer persönlich. Jeder Einzelne merkt ihn, bald in Form eines Abordabzuges, bald in der Verweigerung einer Leistungsbezüge, bald in irgendeiner Forderung wegen eines fremden Wortes. Der Unternehmer findet diese Art Erziehung. Und dabei hat er — im Betrieb — gar nichts zu sagen, wie der Arbeiter sonst zum Leben steht. Natürlich geht denen, die auch drängen in der Arbeiterbewegung stehen, die qualitative Zeit der Unterdrückung merkt ins Blut wie den anderen, die drängen fleißigeren Arbeit zu leisten. Aber auch die vertrieben in dem der gleichen Arbeit allen Feind, der sich gegen angereicht hat. Im Betrieb wagt er zu misshandeln, sind für den gleichen Seiten unterworfen wie jene Erziehungsmittel. Es gibt viele Ausbreiter in anderen Reihen, die, besonders in ihrer Jugend, große Fleiß herrlichen Aufstiegs — verleiht: Es: auf Seiten anderer — haben. Der Betrieb mag sie jahn und reißt sie ein.

Natürlich mag auch das Aufsehen des Arbeiters Sorge. Vor den Toren der Fabrik beginnt die große Massenbeeinflussung, der wir heute noch nicht gewachsen sind. Dort der Kapitalismus ist unruhig geworden in seiner Stellung zur Ge-

ellschaft. Zumal nach dem Kriege, dessen revolutionärer Abschluß ihm Angst eingeragt hatte. Mit um so größerer Macht wendet er nun alle seine gewaltigen Mittel an, um die Masse — den Arbeiter — zu beeinflussen. Schule, Familie, Kirche, Wissenschaft, Presse, Rundfunk, Kino, Vergnügungsindustrie, Vereinsphilisternum, Alkohol, Reformstimmerei, alles wohlbedachte Mittel, um kapitalistischen Geist wachzubehalten. Von uns kaum als solche gefährlichen Mittel erkannt, geschweige denn bekämpft.

Im Betrieb aber muß der Kapitalismus ohne Maske kämpfen. Nackte Ausbeutung steht scharf gegen wachenden Abwehrwillen. Und diese Ausbeutung wird immer spürbarer. Mit dem Wachsen dieser Spürbarkeit wächst auch der Widerstand des Arbeiters. Und dieser Widerstand wird einst die Ausbeutung aufheben und damit die kapitalistische Ordnung. Das Ergebnis all der kleinen und großen Handlungen des Kapitalismus im Betriebe ist die Kampfstellung des Arbeiters gegen ihn. Das aber ist die Vorbedingung für das Streben nach einer neuen Gesellschaftsordnung. Wir nennen sie Sozialismus. M. Gilbert.

### ist Handarbeit uns nachteilig?

Der folgende Aufsatz stammt von einem alten Verbandskollegen, der in einer Manometerfabrik am fließenden Bande beschäftigt ist. Er nimmt Bezug auf den Aufsatz des Dr. Engelhardt in der Frauenwelt. Wir geben der Zustimmung unseres Kollegen Raum, weil sie geeignet ist, eine Erörterung der Frage anzuregen, ob die Handarbeit vom Arbeitsstandpunkt eine Verbesserung der bisherigen Arbeitsarten ist. Schriftleitung.

Ich bin seit drei Jahren am laufenden Band beschäftigt und ich möchte nicht wieder weg. Dies verweigere. Wir haben Manometer zu tun. Vorher arbeitete wir in Afrika, jeder für sich. Das war Anarchie, Chaos, Kampf aller gegen alle. Dagegen bedeutet das Band hier eine beträchtliche Verbesserung. Die Arbeit, die der Meister ausgab, reichte immer nur für einen bis zwei Tage. Wer zuerst kam oder gut angedacht war, bekam die beste. Dann ging die Zeit ab und es kam zu den anderen, zum Schlimmeren, dann waren noch drei, vier oder mehrere Stellen abzuklappen, und zum Schluß mit den guten Teilen, zuweilen an die 50, zum Lohnstreiber. Wenn der nicht ein Künstler in seinem Fache war, mußte man dabei stehen bleiben und jeden Posten einzeln angeben. Da kann man sich leicht vorstellen, daß oft zwei Stunden weg waren, ehe man an den Beginn der Arbeit denken konnte. Wer nun häufig mit Arbeit bedacht wurde, die viel unproduktive Anwendungen erforderten, hatte dann Sorge, ob beim Hochschluß auch etwas in der Kohlenrinne war. Wenn dies ist ja schließlich der Hauptzweck unseres Aufstiegs in der Fabrik. Mit der Handarbeit hören Laufzeiten und Exzentrizitäten, die bei der Akkordearbeit uns müde und ärgerlich machen, auf. Wir Handarbeiter sind nicht die, die andere für sich denken lassen. Wir sind nach wie vor durchaus selbständig, aber die Sorge und die Sorge um den Akkorde ist uns abgenommen. Das begrüßen wir.

Auch wir am Band müssen noch sehr viel denken bei unserer Arbeit, denn das Manometer ist ein Meßinstrument, das zu den verschiedensten Zwecken verwendet wird und daher auch in hundertfältiger Ausführung auf den Markt kommt. Wenn da nur einer einen Fehler macht, kann eine ganze Stellung hinfällig werden. Wenn zum Beispiel der Zifferblattträger das Wort „Kalometer“ mit nur einem „n“ schreibt und die Arbeit geht hinaus, dann laßt sich alle Welt einen Akt über die Wagnisburger, die wohl Eauerhoff essen, aber nicht schreiben können. Oder wenn ich einen Eauerhoff-Manometer auf 11 probiere, bräme ich Verhältnisse in Gefahr. Denn Eauerhoff ist Verbindung mit 11 ist explizit.

Es bleibe keine Zeit, bei der Handarbeit die Augen zu reiben, behauptet Dr. Engelhardt in der Frauenwelt, und keine Zeit, die Nase zu schnupfen, noch zu einem freundschaftlichen Wort. Sacherlich! hätte ich beinahe gesagt. Die Handarbeiter werden in ihrer kleinen Welt in ungeschulte Künstler, daß zu diesen kleinen Verrichtungen immer noch Zeit genug und eine Hand zur Verfügung steht, um die Nase zu putzen. Und auch größere Bedürfnisse lassen sich außerhalb der Fabrik erledigen, wenn man einen Kollegen, der mit Nebenarbeiten beschäftigt ist, zur Vertretung heranzieht. Keine Zeit soll bleiben zu einem freundschaftlichen Wort? — Ebenfalls falsch. Wenn es auch Sorge gibt, die ihre Verantwortung darin erblicken, das Sprechen zu unterdrücken, so liegt es doch häufig an den Kollegen selbst, wenn das freundschaftliche Wort mit den nächsten Nachbarn gesprochen ist. Wer das sehr hat, mit solchen anfreundlichen Reden zusammenzufassen und sich nicht heben und nicht zu verteidigen vermag, dem kann die Handarbeit freilich sehr zu bald zur Qual werden. Aber dies kann ja auch bei jeder anderen Arbeitsart vorkommen. Wo aber verlässliche Männer und nette, heitere Mädchen in bunter Arbeit nebeneinander stehen, wird die Harmonie und auch der gute Ton seinen über gar nicht gefehlt. Die Arbeit hat nicht nur den Zweck, den Wagnis zu fällen, sondern sie ist auch eine ständige Pflicht. Pflichtbewußtsein und Arbeitsstunde merkt jeder, der am Band arbeiten will, mitbringen.

Die Handarbeit ist ein Fortschritt, auch für den Arbeiter. Da sie aber für den Unternehmer ein größerer Fortschritt ist, wäre nur noch zu wünschen, daß sie bei Lohnverhandlungen in den Tarif einbezogen und gesetzlich geregelt wird. Wir leisten bedeutend mehr als früher im Akkorde, werden aber schlechter bezahlt. Es muß darauf geachtet werden, daß entsprechend der höheren Leistung mehr gezahlt wird. P. S. Wagnisburg.

### Ergebnisse der Verbandsfähigkeit

Bez. Bielefeld. Durch Vereinbarung vor dem Schlichtungsausschuß ist eine Lohnverhöhung von 4 Pf für die Arbeiter der Metallindustrie des Kreises Siebenbrunn erreicht. Danach beträgt der Lohn für Handarbeiter über 2 Jahre 94 3 die Stunde. Außerdem wurden die Akkordearbeiten besser geregelt. Die Vereinbarung gilt bis zum 31. März 1929.

Bez. Brandenburg. Für die Tariferte des Verbandes Brandenburgischer Metallindustrie ist durch Verhandlungen eine Vereinbarung in der Ferienwoche sowohl in der Dorer als auch in der Entschuldigungszeit erreicht und auch für die Schlichtung ein Urteil von 3 Tagen festgelegt. Die bisherige 20wöchige Arbeitszeit wurde nun eine Stunde vermindert, wobei zu beachten ist, daß im Februar 1928 die Arbeitszeit von 60 auf 52 Stunden vermindert wurde. Die gesamte Arbeitszeit darf innerhalb 4 Wochen nur 12 Stunden betragen. Eine darüber hinausgehende Mehrarbeit ist nur mit Zustimmung des Betriebsrats zulässig. Für verschiedene Arbeitergruppen sollen Sonderregelungen noch vereinbart werden.

Bez. Frankfurt a. M. Für Rhein wurde der Spitzenlohn für Handarbeiter von 71 auf 80 3 erhöht und die Akkordezeit für die höchste Facharbeiterklasse von 21 auf 23 Jahre herabgesetzt. Außerdem, Ungelernte und Arbeiterinnen erreichen schon mit 22 Jahren die höchste Lohnklasse. Der Lohn für Angelernte wurde von 66 auf 69 3 für Ungelernte von 61 auf 61 3 erhöht. Sonstige bis Ende September 1928.

## Mitteilungen des Vorstandes

Telegrammadresse: Metallvorstand Stuttgart  
Telephon-Nummern: S.-A. 624 41, 624 42, 624 43

Mit Sonntag dem 27. Jan. in der S. Wochenbeilage für die Zeit vom 27. Januar bis 2. Februar 1929 fällig

Da die bisher gültigen Beitragssorten nach dem 1. Januar 1929 nicht mehr verwendet werden dürfen und die noch vorhandenen Markenbesitzer als an den Vorstand eingehandt werden müssen, ist es im Interesse der Mitglieder, vorhandene Beitragsrückstände sofort nachzuholen.

Für den in den Nummern 42 und 43 (1928) der Metallarbeiter-Zeitung angeführten Posten eines Bezirkssekretärs für Breslau-Liebenfelden wurde der Kollege Karl Weisner, Breslau, gewählt. Allen anderen Bewerbern besten Dank.

Für den in den Nummern 42 und 43 (1928) der Metallarbeiter-Zeitung angeführten Posten eines Bezirkssekretärs für Frankfurt a. M. wurde der Kollege Christian Stadtmüller, Offenbach, gewählt. Allen anderen Bewerbern besten Dank.

### Erlaß für vollgelebte Mitgliedsbücher

Die Verwaltungen werden auf die Anlage zum Rundschreiben Nr. 49 vom 24. November 1928: Erlaß für vollgelebte Mitgliedsbücher aufmerksam gemacht. Wir eruchen die darin enthaltenen Vorschriften genau zu beachten, damit der Umbruch der vollgelebten Mitgliedsbücher ohne Störung der Mitglieder sich abspielt.

Die vollgelebten Mitgliedsbücher sind mit einem Vermerk über Zahl und Höhe der bisher geleisteten Beiträge an den Vorstand einzufenden.

### Ortsverwaltungenwahlen

Bei den am die Wende des Jahres und später stattfindenden Wahlen der örtlichen Verwaltungen sind die zu § 33 Absatz 2 des Statuts vom Verbandstag in Karlsruhe angenommenen Änderungen zu beachten:

1. Wählbar sind nur Mitglieder, die mindestens 52 Wochen dem Verband angehören und für diese Zeit ordentliche Beiträge entrichtet haben.
2. Wahlberechtigt sind nur Mitglieder, die mindestens 13 Wochen dem Verband angehören und für diese Zeit ordentliche Beiträge entrichtet haben.

Stuttgarter, Hötterstraße 16. Der Verbandsvorstand.

## Zur Beachtung! • Zugang ist fernzubalten:

von Treibern und Geizern nach Graz (Andrieger Maschinenfabrik) u. G. D. von Weritarbeitern nach allen Werkstätten im Nord- und Ostseengebiet. V. = Vohnbewegung; D. = Differenzen; v. St. = Streit in der St.; St. = Streit; M. = Maßregelung; M. = Maßnahme; A. = Ausweisung.

## Verbandsanzeigen

Essen a. Ruhr. Geschäftsführer zum baldigen Antritt gesucht. Verlangt wird gute Kraft mit mindestens fünfjähriger Mitgliedschaft, organisatorisch und agrarisch befähigt. Er muß mit den Verbandsverrichtungen, vor allem mit dem Abschluß von Lohnverhandlungen, Betriebsräte- und Arbeitsgerichtsverfahren und Schlichtungsangelegenheiten vertraut sein. Gehalt regelt sich nach den Verhältnissen des Verbandsortes. Bewerbungen mit Alter, Beruf, Familienstand und Tätigkeits in der Arbeiterbewegung sind mit der Aufschrift „Bewerbung“ bis zum 15. Februar an Karl Huber, Essen, Lindenbühlstr. 90, 92 (Deutscher Metallarbeiter-Verband) zu richten.

## Schriftenschau

Josef Luxemburg. Von Luise Kautsky. Ein Gedenkbuch. Mit sechs Bildern. Preis kart. 1,70 M., Leinen 2,70 M. E. Vandenhoeck & Ruprecht, G. m. b. H., Berlin W 35. — Luise Kautsky, die sich mit Stolz zu ihrer wertvollen Freundschaft mit Josef Luxemburg bekennt, hat einen biographischen Abriss vom Leben und Wirken der großen Zarin hinterlassen, der ihre Sammlung von Briefen Josef Luxemburgs würdig ergänzt. Sie bringt uns die in der Revolution gesessene Freundin so menschlich nahe, daß man über der liebenswürdigen Persönlichkeit häufig die fanatische Klassenkämpferin vergißt, die nach ihrem Lieblingswort wie eine Fackel von beiden Enden her in der Blut des Kampfes verbrannte.

Wir zimmern neu die alte Welt. Von Otto Ranjmann. Verlag Zentralverband der Zimmerer, Hamburg 1, Gewerkschaftsplatz 3, 4. Preis brochiert 2 M., in Leinen gebunden 3 M. Bilder und Buchband von Carl Koch, Hamburg. — Der Verfasser schildert in dem Buch die Verhältnisse, in denen die Zimmerer in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts lebten.

## Allgemeine Kranken- und Sterbefälle der Metallarbeiter und anderer gewerblicher Arbeiter (V. a. G.) Hamburg, Rothenbaumchaussee 20.

Einnahmen und Ausgaben der Krankenkasse im Monat Dezember 1928	
Krankenkasse:	
Einnahmen	46969,02 M.
Ausgaben	69534,13 M.
Ne-rausgaben	22565,11 M.
Kassenbestand am 1. Dezember 1928	1022881,28 M.
31. Dezember 1928	1000316,17 M.
Sterbefälle:	
Einnahmen	27284,28 M.
Ausgaben	28861,86 M.
Ne-rausgaben	1578,58 M.
Kassenbestand am 1. Dezember 1928	1309047,54 M.
31. Dezember 1928	1297467,96 M.

Kollegen aller Vereine! Schützt euch und eure Familien im Krankheitsfall vor Hunger und Not und tretet in die Metallarbeiter-Krankenkasse ein. Folgt nicht den Forderungen der Agenten der bürgerlichen Versicherungen, wo ihr nur zu zahlen, aber nichts zu sagen habt. Verwahrt euch vor Schäden dadurch, daß ihr euch nur bei euren eigenen Mitnehmungen versichert. Im Jahre 1880 von Arbeitern gegründet, besitzt die Kasse heute über 1000 Vermitlungskassen, die sich über das ganze Deutsche Reich erstrecken. Der Verein kann bei den örtlichen Verwaltungsstellen jederzeit erfolgen oder man wende sich an die Hauptverwaltung: Allgemeine Krank- und Sterbefälle der Metallarbeiter und anderer gewerblicher Arbeiter (V. a. G.), Sonnweg 13, Rothenbaumchaussee 20. Hamburg, im Januar 1929. Der Vorstand.

# Von der Kraftfahrzeugindustrie

## Auswirkung der Rationalisierung

Unter diesem Titel hat der Reichsverband der deutschen Automobilindustrie seine zweite Schrift der Öffentlichkeit übergeben. In diesen Schriften (die erste erschien Mitte 1927) ist ein sehr reichhaltiges Material über die Fahrzeugindustrie und ihre Verflechtung mit der Wirtschaft zusammengetragen. Es ist nun möglich, Vergleiche über die Entwicklung der Jahre 1925 bis 1927 anzustellen.

Im Jahre 1925 wurden noch 235 Betriebe untersucht, die 86 642 Beschäftigte zählten; dem stehen im Jahresdurchschnitt 1927 rund 82 000 Beschäftigte in 67 Betrieben gegenüber. Lohn und Gehalt wurden im Jahre 1925 etwas über 178 Millionen Reichsmark ausbezahlt, während im Jahre 1927 rund 196 Millionen ausbezahlt wurden. In den 67 Betrieben ist ein Kapital von 250 Millionen Reichsmark angelegt. Die Betriebe gliedern sich in 27 Personenvanfabriken, 22 Lastwagenfabriken und 18 Kraftfahrzeugfabriken. In den Personenvanfabriken wurden im Jahre 1927 67 Haupttypen und 23 Nebentypen gebaut; in den Lastwagenfabriken heute man 56 Haupttypen und 35 Nebentypen und in den Kraftfahrzeugfabriken wurden 49 Typen gebaut. Die Typenzahlen mögen noch sehr hoch erscheinen; sie haben sich aber gegenüber den Vorjahren beträchtlich vermindert.

Die Steigerung der Produktion ist aus der nachfolgenden Tabelle ersichtlich, wobei bemerkt werden kann, daß die rückläufigen Zahlen des Jahres 1926 auf die allgemeine Wirtschaftslage zurückzuführen sein werden.

Jahr	Kraftfahrzeuge	Personenwagen einschl. Krankenwagen	Last- u. Lieferwagen einschl. Omnibusse	Sonderfahrzeuge, Motorboote und Einzelmotoren
1913	5104	12400	1851	9188
1925	55980	36080	10304	36192
1926	48042	31958	5211	30084
1927	84256	84668	11972	43883

Auffschlußreich ist auch ein Vergleich über die Entwicklung der einzelnen Typen, die diese Produktionssteigerung wesentlich beeinflusst haben. Prozentual betrachtet entfällt die Steigerung durchaus nicht etwa auf die kleinen (Volks-)Wagen, sondern auf die mittelstarken, was wahrscheinlich auf die Auswirkungen des amerikanischen Wettbewerbs zurückzuführen sein dürfte. In Amerika werden auch die billigsten Wagen mit Motoren von 10 bis 14 PS ausgerüstet, weil sich dort die Kraftfahrzeugsteuer, die Betriebsunterhaltung des Wagens (Brennstoff usw.) nicht so auf die Konstruktion auswirkt wie bei uns.

Stärke	Absolute Zahlen in Stück			1925 = 100	
	1925	1926	1927	1926	1927
Bis zu 6 PS (bis 1 1/2 Liter)	22 302	20 032	60 622	89,5	226
6 bis 10 PS (1 1/2 bis 2 1/2 Liter)	11 037	9 057	11 418	78,0	98
10 - 14 PS (2 1/2 - 3 1/2 - )	2 606	1 738	21 117	65,0	792
14 - 18 PS (3 1/2 - 4 1/2 - )	1 391	771	1 356	55,0	97
über 18 PS (über 4 1/2 - )	482	259	197	54,0	41
Personenwagen zusammen	38 568	31 857	84 010	83,0	220

Eine weitere Aufstellung soll die Abfahrverhältnisse der drei Jahre darlegen und eine zweite Tabelle den Vergleich ermöglichen, wie der Absatz sich zahlen- und wertmäßig entwickelt hat.

Art der Fahrzeuge	Absolute Zahlen in Stück			1925 = 100	
	1925	1926	1927	1926	1927
Kraftfahrzeuge	47 914	47 938	84 340	99	176
Personenwagen	36 064	31 909	82 652	86	224
Last- u. Lieferwagen	9 876	6 550	11 478	66	116
Sonderfahrzeuge*	7 049	4 244	7 404	60	105
Untergefelle	10 740	7 425	18 089	69	168
Zusammen	112 543	96 526	203 983	86	181

Art der Fahrzeuge	Absolute Zahlen (in 1000 Mark)			1925 = 100	
	1925	1926	1927	1926	1927
Kraftfahrzeuge	48 089	45 558	79 007	93	164
Personenwagen	24 378	17 751	38 048	70	156
Last- u. Lieferwagen	124 491	71 272	109 351	57	88
Sonderfahrzeuge*	62 857	31 801	62 552	60	99
Untergefelle	109 662	45 233	82 816	45	83
Zusammen	609 310	364 643	704 194	64	124

\* Bei den Sonderfahrzeugen sind Elektrowagen nicht einbezogen.

Der Vergleich beider Aufstellungen zeigt, daß die Steigerung des Wertes des Absatzes nicht so hoch geht wie die stückzahlmäßige Entwicklung des Absatzes. Hier drückt sich die Rationalisierung der deutschen Kraftfahrzeugindustrie durch Herabsetzung der Verkaufspreise aus. Sie können auch noch an anderen Maßstäben gemessen werden, so zum Beispiel an der Entwicklung der Großhandelsindizes des Reichsstatistischen Amtes für Personen- und Lastwagen. Der Großhandelsindex für Personenvanwagen stand im Juli 1925 auf 100,1 und sank auf 62,8 im September 1928; in der gleichen Zeit sank der Lastwagenindex von 83,4 auf 65,8. Ein weiterer Erfolg der Rationalisierung ist zu ersehen, wenn man Arbeiterzahl, Lohnsumme und Jahresproduktionszahlen miteinander vergleicht. Wie vorstehend schon bemerkt, wurden im Jahre 1925 an rund 86 000 Beschäftigte 178 Millionen Mark für Lohn und Gehalt bezahlt und rund 122 000 Kraftfahrzeuge hergestellt. Im Jahre 1927 wurden 196 Millionen Mark für Lohn und Gehalt ausbezahlt (rund 17 Millionen mehr), während die Produktion auf 209 000 Kraftfahrzeuge oder um 70 vH stieg. Da die durchschnittliche Arbeiterzahl des Jahres 1927 eher geringer war, als im Jahre 1925, kommt je Arbeiter beinahe eine Verdopplung der Produktion heraus. Seltener wird in einer Industrie innerhalb zweier Jahre eine solche Steigerung des Produktivitätsgrades erreicht worden sein.

Entsprechend der Steigerung von Produktion und Absatz hat natürlich auch der Kraftwagenbestand in Deutschland zugenommen. Nach der Aufnahme vom 1. Juli 1928 ist der Kraftfahrzeugbestand von 723 935 im Vorjahr auf 933 312 oder um 29 vH gestiegen. Im Reichsdurchschnitt entfällt nun auf 63 Einwohner ein Kraftfahrzeug (in Berlin auf 54 und in Stuttgart auf 34). Rechnet man die Kraftfahrzeuge ab und legt nur die Personenvan- und Lastwagen der Rechnung zugrunde, dann kommt auf 134 Einwohner ein Kraftwagen (Amerika 5, England 36, Frankreich 43, die Schweiz 74, Belgien 79, Italien 266). Der reine Kraftwagenbestand ist in Amerika am höchsten, Deutschland kommt an vierter Stelle; der Bestand an Kraftfahrzeugen dagegen ist

in England am höchsten, Deutschland kommt an zweiter Stelle. Deutschlands Anteil am Kraftwagenbestand der Welt beträgt 1,6 vH, am Kraftfahrzeugbestand dagegen 2,9 vH.

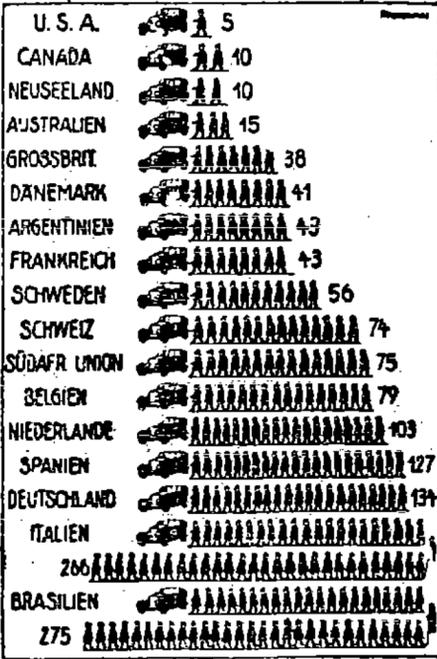
Wie gewaltig sich die Abfahrverhältnisse oder die Ein- und Ausfuhr gegenüber der Vorkriegszeit verändert haben, zeigt die nachfolgende Aufstellung:

	1913	1925	1927	1. Halbj. 1928
<b>Einfuhr:</b>				
Personenwagen	1830	9595	11 383	8442
Lastwagen	159	2141	620	93
Kraftfahrzeuge	503	4117	6189	5670
<b>Ausfuhr:</b>				
Personenwagen	7862	1511	2 688	2362
Lastwagen	1000	1091	1 374	1648
Kraftfahrzeuge	3214	1351	3 715	3154

Gegenüber der Vorkriegszeit ist die Einfuhr beträchtlich gewachsen und in stetigem Steigen begriffen; die Hälfte der Einfuhr kommt von Amerika. In den obigen Zahlen der Einfuhr ist aber die Produktion ausländischer Montagewerksstätten in Deutschland nicht mit einbezogen. Werden auch diese Produktionszahlen mit einbezogen, so wird sich die Einfuhrzahl der Personenvanwagen im Jahre 1927 ungefähr verdoppeln (bei Lastwagen spielt diese Betrachtung keine so ausschlaggebende Rolle). Man kann also die Behauptung aufstellen, daß der Absatz von Personenvanwagen in Deutschland fast zu 25 vH vom Ausland gedeckt wird. Da im Jahre 1928 eine Reihe von solchen ausländischen Montagewerksstätten neu errichtet oder ausgebaut wurden, wird sich diese Entwicklung noch fortsetzen.

## Wo gibt es die wenigsten Automobile in der Welt?

AUF 1 KRAFTFAHRZEUG ENTFALLEN I. J. 1928 ENW. (PERSONEN- UND LASTKRAFTWAGEN)



In Deutschland gab es 1914 55 000 Personenvanwagen und 9071 Lastkraftwagen, 1924 waren es 132 179 und 60 629 und am 1. Juli 1928 351 380 und 121 765. Die Kraftfahrzeuge und Zugmaschinen mitgerechnet, kommen zurzeit 69 Personen auf ein Kraftfahrzeug in Deutschland, die Personenvan- und Lastkraftwagen allein gerechnet, 184 Personen. Im Laufe des letzten Jahres hat sich der Weltbestand an Kraftfahrzeugen um 6,6 vH erhöht, der Anteil Deutschlands am Weltbestand ist von 1,3 auf 1,6 vH gestiegen. Trotzdem steht Deutschland noch immer hinter den meisten europäischen Staaten zurück und nur Italien hat eine niedrigere Bestandsziffer. An der Spitze steht nach wie vor Amerika mit je fünf Einwohnern auf einen Kraftwagen.

## Professorale Sorgen

Der auch im Ruhrgebiet durch seine Vorträge bekannt gewordene Professor Dr. Ernst Horneser in Gießen hat es für notwendig gehalten, im Gießener Anzeiger „Grundzüge zum Sozialkampf im Westen“ von sich zu geben. Es hat ihm nicht gefallen, daß die Erregung über die Ausperrung in seiner Stadt ihren Ausdruck darin fand, daß „angehörige Bürger, unter ihnen eine beträchtliche Anzahl von Unberufstätigen, zu einer Sammlung zugunsten der ausgesperrten Arbeiter“ aufgefordert haben. Das gibt ihm nun Veranlassung, grundsätzliche Betrachtungen und Gedanken auszusprechen, die, wie er sagt, auszusprechen es ihm schon lange drängt. Er befürchtet nämlich, womit er gar nicht so unrecht hat, daß die Ausperrung nicht der Abschluß, sondern erst der Anfang eines Wirtschaftskampfes sein wird, der tief in unser Volkleben eingreift und das Geschick unseres Volkes für das nächste Menschenalter beeinflusst. Wohl um die Schuldigen dieser anheimelnderen Ausperrung zu entlasten, redet dann der Herr Professor von der ungeheuren Verantwortung und Arbeitslast der — Wirtschaftsführer, um die sie niemand beneiden sollte.

Das Gebaren der Eisenbarone bei der Ausperrung kann doch wirklich nicht zu der Überzeugung bringen, daß das Verantwortungsgefühl bei diesen Herren groß ist. Indessen, der mitleidvolle Mann sieht nur die unehörte Arbeit und Anspannung der — Wirtschaftsführer, für die man diesen Leuten Dank wissen möchte. Als wenn der Dank für diese „unehörte“ Arbeit nicht in unehörten Dividenden, Gehältern und Schließern bestünde. Die harte Fron der Millionen Arbeiter scheint zur Landbarone, die doch am besten durch auskömmliche Löhne zum Ausdruck kommen könnte, keine Veranlassung zu sein. Natürlich verabsäumt es der Herr Professor auch nicht, zu betonen, daß Wohlwollen und Mitleid oft zur Parteilichkeit für den Schwächeren führen. Er lehnt aber „eine gefährliche Gefühlswanderung, die das größte Verderben bringen kann, ab: Unabwendliche, herbe Geheiß und Notwendigkeiten beherrschten das Leben, die dem reinen Gefühl in seiner Auswirkung Schranken entgegenstehen, die nicht überschritten werden dürfen.“

Wichtig. Auch wir können Wohlwollen und Mitleid als, wollen aber dafür das Bewußtsein des Verantwortlichen und auch bei dem geringsten Arbeiter erwecken. Daß aus diesem Bewußtsein Gegenläge zur bestehenden Wirtschaftsordnung entspringen, ist ein ganz natürlicher Vorgang. Von der Verweigerung unseres Zeitalters aber haben die Arbeiter, die doch den weitaus größten Teil der Bevölkerung ausmachen, noch nicht viel gespürt.

Dann wird von dem Professor das Kräfteverhältnis der kämpfenden Gruppen einer Prüfung unterzogen. Dabei wird hervorgehoben, daß sich — man höre! — der frühere Beamtenstaat bemüht habe, Neutralität und Objektivität an den Tag zu legen. Von Neutralität aber, die der frühere Staat doch wenigstens angestrebt habe, könne heute, im parlamentarischen System, kaum noch die Rede sein. Der Herr Professor scheint von Kulturkampf und Sozialistengesetz nichts gehört zu haben. Daß die führenden Männer der Großindustrie, wie ihr professoraler Ratgeber meint, heute jeder entscheidenden Einwirkung auf die Gesetzgebung und Verwaltung entleert sind, stimmt doch wohl nicht ganz. Denn wenn dem so wäre, hätte es wahrscheinlich keine Ausperrung gegeben. Daß sie nicht mehr ausschließlich zu entscheiden haben, bereitet ihnen zwar große Schmerzen, aber inmerhin besitzen sie in den ihnen ergebenden politischen Parteien noch sehr einflussreiche und gewichtige Wuchsmittel, die sie auch in der Nachkriegszeit schon oft genug zum Untergang der Volkswirtschaft angewandt haben. Von der Arbeiterklasse behauptet der Professor, ihre politische Macht sei so groß, daß sie den Staat beherrsche, der für sie dann die Lohnforderungen abzwinge und damit den entscheidenden Einfluß auf das Wirtschaftsleben ausübe. Dagegen ist zu sagen, daß die Wirtschaftsführer es vorzüglich verstanden haben, durch die Organisations-, durch Kartellierung und Verknüpfung der Wirtschaft zu monopolisieren, um so den entscheidenden Einfluß auf die Preisgestaltung zu gewinnen. Daß der willkürlichen Preisgestaltung gegenüber die Gewerkschaften verjagen, die Löhne den erhöhten Preisen anzupassen, ist etwas ganz Natürliches. Daß sie das in freier Vereinbarung mit den Unternehmern meistens nicht können, ist nicht ihre Schuld; denn es ist zur Genüge bekannt, daß immer wieder auch die bedürftigsten und notwendigsten Forderungen abgelehnt werden. Die Jahre seit 1925 waren für die deutsche Wirtschaft goldene Jahre trotz aller Belastungen. Das geht einwandfrei aus den Abschlüssen aller größeren Werke hervor. Daß die Gewerkschaften deshalb gezwungen waren, oft die Vermittlung der Schlichtungsgesellschaften anzunehmen, war bedauerlich, aber nicht zu vermeiden. Auch vom gewerkschaftlichen Standpunkt aus ist eine freie Vereinbarung einem Schlichtungsbescheid vorzuziehen.

Nachdem der Herr Professor von einem „wahrhaft verhängnisvollen Hochmut der Massen“ geredet hat, sagt er, daß die Autorität der Wirtschaftsführer nicht dadurch erschüttert werden könne, daß trotz ihres andauernden „Nutzagars“ die Wirtschaft doch alle aufgezwungenen Lasten getragen hat, weil vor dem Kräfte Deutschland sich eben in einem erstaunlichen wirtschaftlichen Aufschwung befinden habe, daß alle Erwartungen immer wieder durch unglaubliche Erfolge übertrifft worden seien. Durch ständige Intensivierung und Ausdehnung der Wirtschaft, durch Verfeinerung und Erweiterung hätte die Wirtschaft alle die ihr auferlegten Lasten tragen können. Ganz recht. Aber die Intensivierung, Verfeinerung und Ausdehnung haben doch mit Kriegsende nicht stillgestanden, sondern sind doch erst durch die Rationalisierung in einem nie gekannten Grade weitergegangen. Davon muß in Gießen nichts bekanntgeworden sein.

Am Schluß seines langen Aufsatzes wird der Herr Professor von Sorge übermannt. Es seien schon oft durch „die politischen und wirtschaftlichen Vorarbeiten der Weichen“ — die Arbeiter sind damit gemeint — „die einst blühenden Gefilde in kürzester Zeit in eine öde und starre Wüste verwandelt“ worden, und er wird „die Besorgnis nicht los, es könnte dem großartigen deutschen Industriegebiet des Westens“ ebenso ergehen. Diese Sorge sollte den Herrn Professor nicht quälen. Dank der Gewalttat, die unsere großen Wirtschaftsführer des Westens durch die Ausperrung auf neue bewiesen haben, wird der Einzug der Gewerkschaften sicherlich prächtig weiterwachen und auch in bürgerlichen Kreisen wird sich die Meinung mehr verallgemeinern, daß der Einfluß der Gewerkschaften noch mehr wachsen muß, um solch wirtschaftliches Unheil wie die Ausperrung zu verhindern, das heißt, um ihre Arbeit zu befähigen. Dann wird das Industriegebiet des Westens nicht in eine „öde und starre Wüste“ verwandelt — das ist es ja schon durch die Eisenbarone — sondern wirklich ein „großartiges Industriegebiet“ werden. Dabei hilft uns ja auch der Herr Professor Horneser, wie sein Erguß in dem Gießener Anzeiger beweist.

## Ein Angriff auf ein Recht der Betriebsräte

Eine Entscheidung des Reichsarbeitsgerichts

Können Betriebsratsmitglieder fristlos entlassen werden, wenn sie in wichtigen Fragen die Arbeit verlassen und mit ihrer Organisationsleitung verhandeln? Mit dieser wichtigen Frage beschäftigte sich kürzlich das Reichsarbeitsgericht.

Der Klage liegt folgender Tatbestand zugrunde: Der Metallarbeiter G. und drei Genossen in Wühlhauen (Pfalz) sind bei der Firma Walter & Co. G. m. b. H. in Wühlhauen seit Jahren beschäftigt. Sie gehören alle dem Betriebsrat an. Am 17. September 1927 wurden sie fristlos entlassen, weil sie angeblich unbefugt die Arbeit verlassen hätten. In Wühlhauen hatten sie in einer wichtigen Frage mit ihren Organisationsvertretern verhandelt. Da die Firma W. schon längt die Betriebsratsmitglieder los sein wollte, nahm sie den Vorgang als Grund zur Entlassung.

Die Betriebsräte klagten auf Fortzahlung des Lohnes. Sie halten die Kündigung für unberechtigt und leben deshalb das Dienstverhältnis als weiterbestehend an. Die Kläger verlangen fortlaufend einen Wochenlohn. Die Beklagte verlangt Abweisung der Klage. Die fristlose Entlassung sei zu Recht erfolgt, da die Kläger unbefugt die Arbeit verlassen hätten. Das Arbeitsgericht in Wühlhauen hat am 12. Oktober 1927 die Klage abgewiesen. Gegen dieses Urteil legten die Kläger Berufung ein. Das Landesarbeitsgericht in Erfurt entschied zugunsten der Kläger und verurteilte die Beklagte zur Zahlung des Lohnes. Aus den Entscheidungsgründen ist folgendes zu entnehmen:

Eine kurze, unerhebliche Entfernung von der Arbeit sei keine beherrschende Arbeitsverweigerung. Wenn in Anbetracht des Umstandes, daß die fristlose Entlassung eine schwere, vielleicht die schwerste Maßregelung darstellt, kann es dem Sinne des Gesetzes nicht entsprechen, wenn eine verhältnismäßig unerhebliche Entfernung schon zur Verhinderung jener schweren Folge ausreichen würde. Die Mitglieder der Betriebsvertretung haben die ihnen im BGB übertragenen Rechte und Pflichten. Sie dürfen in ihrer Ausübung nicht beeinträchtigt werden. Bei der Ausübung ihrer Pflichten sind sie nicht gehalten, sie außerhalb der Dienststunden zu verrichten; sie sind berechtigt, sie auch innerhalb vorzunehmen. Sie dürfen ihre Rechte und Pflichten auch ausüben, ohne daß sie vorher den Arbeitgeber um Erlaubnis zu fragen haben; sie haben keinen Urlaub dazu nötig, es ist nur erforderlich, daß sie sich abmelden, damit keine Störungen im Betriebe eintreten. In diesem Falle handelte es sich um wichtige Fragen der Arbeiter. Sie mußten zu einer Besprechung weggehen, die dringend war. Eine Pflichtverletzung lag nicht vor. Es durfte deshalb die Betriebsräte nicht fristlos entlassen werden.

Gegen das Urteil des Landesarbeitsgerichts in Erfurt richtete sich die Revision der Beklagten. Rechtsanwält Dr. Franckel wies nach, daß in diesem Fall ein brutaler Willkürakt der Unternehmer vorliegt. Wegen einer geringfügigen Verletzung der Betriebsräte entlassen, obwohl sie nichts anderes getan hatten als ihre Pflichten. Nicht Recht und Gesetz achtend, hätte die Firma die Kläger aus dem Betriebe entfernt. Er beantragt, die Revision zu verwerfen und der Klage stattzugeben.

Das Reichsarbeitsgericht schloß sich dem Antrag an, wies aber wegen der Lohnfestsetzung die Sache an das Landesarbeitsgericht zurück. Die Maßregelung der Kläger habe nicht erfolgt, da eine beherrschende Arbeitsverweigerung nicht vorlag. Eine Pflichtverletzung, die eine sofortige Entlassung nach sich zog, habe auch nicht vorgelegen. Das Reichsarbeitsgericht habe sich daher den Entscheidungsgründen der Vorinstanz angeschlossen und nach Klageantrag erkannt. (Rtz. 450, 28.)

